

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Ostern – Triumph Christi über
das Böse und den Tod

99

Pfr. Mag. Christoph Haider:

Der Hochgesang der göttlichen Herrlichkeit

101

Jürgen Liminski:

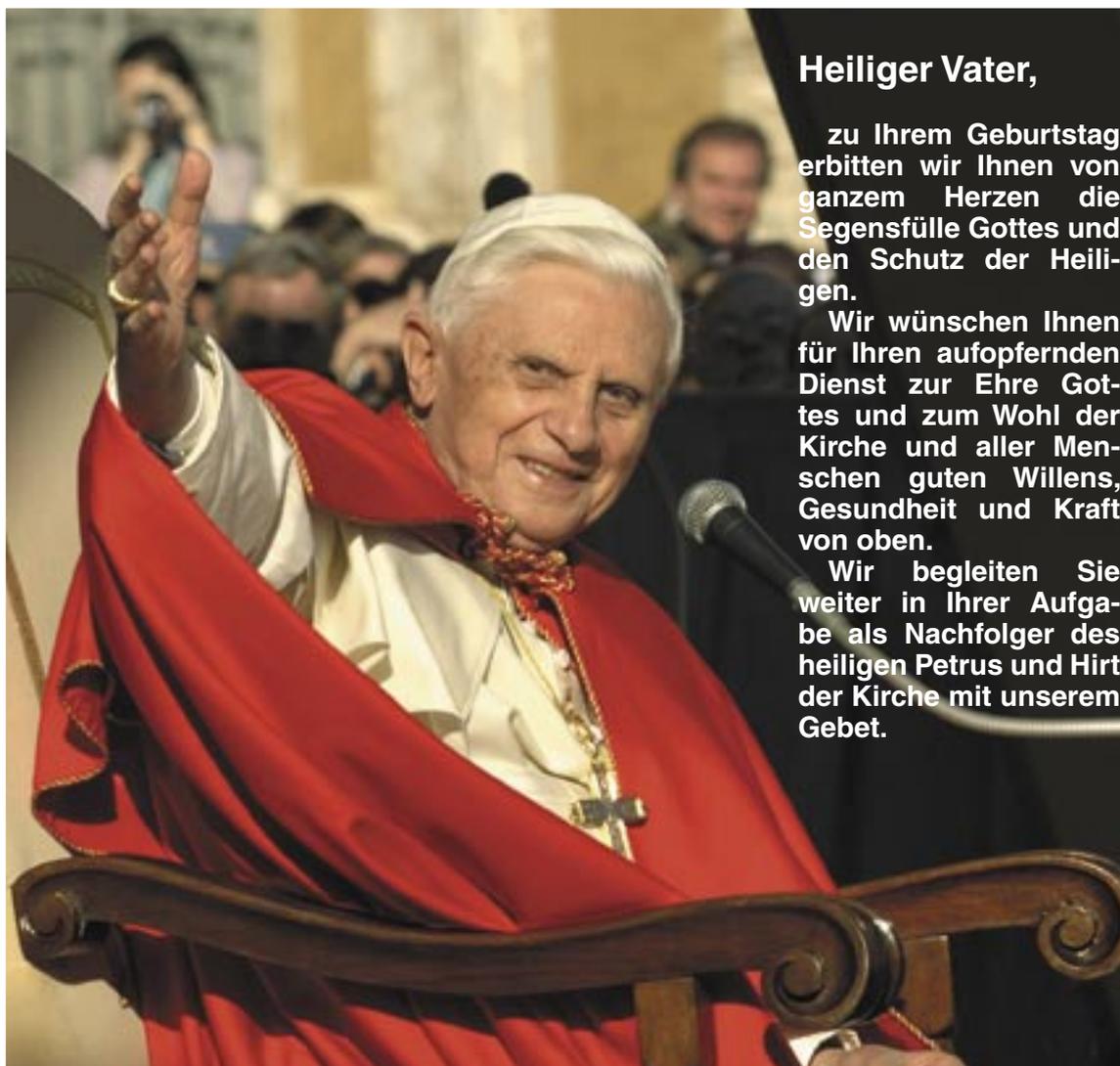
Arbeitswelt und Demographie

114

Katholisches Wort in die Zeit

38. Jahr Nr. 4

April 2007



Heiliger Vater,

zu Ihrem Geburtstag
erbitten wir Ihnen von
ganzem Herzen die
Segensfülle Gottes und
den Schutz der Heili-
gen.

Wir wünschen Ihnen
für Ihren aufopfernden
Dienst zur Ehre Got-
tes und zum Wohl der
Kirche und aller Men-
schen guten Willens,
Gesundheit und Kraft
von oben.

Wir begleiten Sie
weiter in Ihrer Aufga-
be als Nachfolger des
heiligen Petrus und Hirt
der Kirche mit unserem
Gebet.

INHALT

Papst Benedikt XVI.:
Ostern – Triumph Christi über
das Böse und den Tod99

Pfr. Mag. Christoph Haider:
Der Hochgesang der
göttlichen Herrlichkeit 101

Nikolaus Vollmann:
Die Evangelien – Legenden oder
Tatsachen? 106

Franz Salzmaier:
„Erst das Grundsätzliche klären“ 110

OSTr. Dr. Alois Eppler:
Die Entchristlichung unserer Umwelt... 112

Jürgen Liminski:
Arbeitswelt und Demographie..... 114

Konrad Weißenborn:
Klimaschutz als Ersatzreligion?..... 118

Dr. Michael Schneider-Flagmeyer:
Ins Schwarze getroffen 122

Auf dem Prüfstand 123
Zeit im Spektrum 124
Bücher 126
Veranstaltungen..... 127

Impressum „Der Fels“ April 2007 Seite 127

Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Papst Benedikt XVI. ©KNA-Bild

Fotos: 100, 103 KNA-Bild; 101 Christoph Haider; 102 L'Osservatore Romano li: 12.5.06, S. 241; re: 30.4.04, S. 224; 104 Burghausen/Salzach, St. Konrad, li. Flügel d. Kirchenportals; 105 Matthaeus Merian: Die Bilder zur Bibel, Hoffmann und Campe Verlag, S. 236; 106 Vollmann; 107, 108, 109 EOS-Verlag, St. Ottilien, (Facsimile-Ausgabe); 110, 116, 117 Limsinki; 119, 120 Weißenborn

Quelle: S. 128 W. Weicht in „Zeugen für Christus“, II. Bd. Schönigh Verlag 1999, S.830 J. Dirksen: Wagnis Freiheit - P. Franz Reinisch, Vallendar 1993



Liebe Leser,

Überschwemmungen in Indonesien, Wirbelstürme in den USA, die ganze Bundesstaaten für Tage lahm legen, ja selbst die täglichen Wetterberichte bekommen durch die Diskussionen über einen drohenden Klimawandel einen ganz neuen Stellenwert. Die Menschen sind nachhaltig verunsichert. Meteorologen werden zu gefragten Zukunftspropheten. Umweltkonferenzen beschäftigen sich mit den Ursachen der Klimaänderung.

Nun gab es schon in geschichtlicher Zeit einen Klimawandel, wie die vielen Orte mit Weinanbau in nördlichen Regionen belegen. Aber zu keiner Zeit stand die menschliche Einwirkung darauf so im Mittelpunkt wie heute. Ist der Mensch gewillt z.B. als Hersteller von Autos mehr in umweltschonende Forschung und Technik zu investieren oder als Autofahrer höhere Preise zu akzeptieren, d.h. Opfer für die Erhaltung der Schöpfung auf sich zu nehmen?

Bei Mathäus (16,1-4) können wir lesen, wie Jesus den Pharisäern und Sadduzäern, den führenden Leuten in Israel, sagt: „Wenn es Abend geworden ist, sagt ihr: Gutes Wetter! Es ist Abendrot am Himmel. Und am Morgen sagt ihr: Heute gibt es ein Ungewitter! Es ist trübes Morgenrot! Das Gesicht des Himmels wisst ihr zu deuten, die Zeichen der Zeit aber nicht“. In unserer Zeit wird immer deutlicher, dass der technische Fortschritt und der Humanismus ohne Gott in die Irre führen. Nietzsche, obwohl ein Wegbereiter des Nihilismus, formuliert in einer hellsichtigen Stunde: „Die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten birgt ...“ Papst Benedikt XVI. schlägt in der Predigt zu seiner Amtseinführung am 24. April 2005 den Bogen von der

inneren zur äußeren Wüste: „Den Hirten muss die heilige Unruhe Christi beseelen, dem es nicht gleichgültig ist, dass so viele Menschen in der Wüste leben. Es gibt vielerlei Wüsten. Es gibt die Wüste der Armut, die Wüste des Hungers und des Durstes. Es gibt die Wüste der Verlassenheit, der Einsamkeit, der zerstörten Liebe. Es gibt die Wüste des Gottesdunkels, der Entleerung der Seelen, die nicht mehr um die Würde und um den Weg des Menschen wissen. Die äußeren Wüsten wachsen in der Welt, weil die inneren Wüsten so groß geworden sind“.

Wer denkt hier nicht an die seelischen Verwüstungen, die abgetriebene Kinder bei den Müttern nach sich ziehen, an diejenigen, die durch Pornographie bei Kindern und Jugendlichen verursacht werden oder an jene, die durch Ehescheidung beim verlassenen Partner und den Kindern entstehen? Wer sieht da nicht die Gesichter vor sich, die durch Alkohol und Drogen entstellt sind?

Der Papst fährt in seiner Predigt fort: „Die Kirche als Ganzes und die Hirten in ihr müssen wie Christus sich auf den Weg machen, um die Menschen aus der Wüste herauszuführen zu den Orten des Lebens – zur Freundschaft mit dem Sohn Gottes, der uns Leben schenkt, Leben in Fülle“.

Die Frage ist: Sind wir bereit, uns aus der Wüste herausführen zu lassen, nämlich aus der inneren Wüste des Egoismus, der Gier nach Geld, Macht, Sex und aus anderen Verstrickungen, die die äußeren Wüsten um uns entstehen lassen?

Paulus fordert uns auf, den „neuen Menschen“ anzuziehen und, indem wir uns verändern, auch die Verhältnisse um uns ins Positive zu wenden. Die Zeit vor Ostern gibt uns die Möglichkeit dazu. Nutzen wir sie!

Ein frohes Osterfest

Ihr Hubert Gindert

Ostern – Triumph Christi über das Böse und den Tod

Liebe Brüder und Schwestern!

Zu Beginn der heutigen Generalaudienz, die in der Atmosphäre österlicher Freude stattfindet, möchte ich zusammen mit euch dem Herrn danken, der mir, nachdem er mich vor genau einem Jahr dazu berufen hat, als Nachfolger des Apostels Petrus der Kirche zu dienen – danke für eure Freude, danke für eure Zustimmung – stets mit seiner unentbehrlichen Hilfe beisteht. Wie schnell die Zeit vergeht! Es ist bereits ein Jahr vergangen, seitdem die im Konklave versammelten Kardinäle meine arme Person in die Nachfolge des verstorbenen Dieners Gottes, des geliebten und großen Papstes Johannes Paul II., gewählt haben, was für mich völlig unerwartet und überraschend kam. Ich bin innerlich bewegt, wenn ich daran zurückdenke, wie ich unmittelbar nach meiner Wahl zum ersten Mal auf der mittleren Loggia der Basilika den hier auf diesem Platz versammelten Gläubigen gegenüberstand. Die Erinnerung an jene Begegnung hat sich mir im Geist und im Herzen eingepägt; auf sie folgten viele weitere Begegnungen, die mich erfahren ließen, wie sehr das zutrifft, was ich während der festlichen Konzelebration sagte, mit der ich die Ausübung des Petrusamtes feierlich begonnen habe: „So darf ich auch wissen: Ich brauche nicht allein zu tragen, was ich wahrhaftig allein nicht tragen könnte“ (in *O.R. dt.*, Nr. 17, 29.4.2005, S. 2). Und ich spüre immer mehr, dass ich diese Aufgabe, diese Sendung allein nicht tragen könnte. Aber ich spüre auch, dass ihr sie mit mir tragt: So befinde ich mich in einer großen Gemeinschaft, und zusammen können wir die vom Herrn erhaltene Sendung voranbringen. Eine unersetzliche Hilfe ist mir der himmlische Schutz Gottes und der Heiligen; und eure Nähe,

liebe Freunde, die ihr mir stets eure Nachsicht und Liebe schenkt, gibt mir Kraft. Von ganzem Herzen danke ich allen, die auf verschiedene Weise nah an meiner Seite stehen oder mich aus der Ferne im Geiste mit ihrer Zuneigung und ihrem Gebet begleiten. Ich bitte jeden von euch, mich auch weiterhin zu unterstützen und Gott zu bitten, dass er mich ein milder und standhafter Hirte seiner Kirche sein lasse.

Der Evangelist Johannes berichtet, dass Jesus nach seiner Auferstehung Petrus dazu berufen hat, für seine Herde Sorge zu tragen (vgl. *Joh* 21,15–23). Wer hätte sich damals nach menschlichem Ermessen die Entwicklung vorzustellen vermocht, die jene kleine Gruppe von Jüngern des Herrn im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat? Petrus zusammen mit den Aposteln und dann ihre Nachfolger haben zunächst in Jerusalem und dann bis an die Grenzen der Erde mutig die Botschaft des Evangeliums verbreitet, dessen grundlegender und unverzichtbarer Kern das Ostergeheimnis ist: das Leiden, der Tod und die Auferstehung Christi. Dieses Geheimnis feiert die Kirche zu Ostern und lässt seinen freudigen Nachklang in den darauffolgenden Tagen andauern; sie singt das Halleluja des Triumphes Christi über das Böse und den Tod. „Die Feier des Osterfestes an einem bestimmten Tag im Kalender“, sagt der heilige Papst Leo der Große, „erinnert uns an das ewige Fest, das jede menschliche Zeit überwindet“. „Das jetzige Osterfest“, so merkt er noch an, „ist der Schatten des zukünftigen Osterfestes. Deshalb feiern wir es, um von einem jährlich wiederkehrenden Fest zu einem immerwährenden Fest überzugehen.“ Die Freude dieser Tage umfasst das ganze Kirchenjahr und wird besonders am Sonntag erneuert, dem Tag, der dem Gedächtnis der Auferste-

hung des Herrn geweiht ist. An diesem Tag, der gleichsam das „kleine Osterfest“ jeder Woche ist, verkündet die zur heiligen Messe zusammgekommene liturgische Versammlung im Credo, dass Jesus am dritten Tage auferstanden ist, und fügt hinzu, dass wir „die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt“ erwarten. Auf diese Weise wird gezeigt, dass das Ereignis des Todes und der Auferstehung Jesu den Mittelpunkt unseres Glaubens bildet und dass auf dieser Verkündigung die Kirche gegründet ist und wächst. Auf einprägsame Weise sagt der hl. Augustinus: „Meine Lieben, betrachten wir die Auferstehung Christi: In der Tat, wie sein Leiden und Sterben unser altes Leben bedeutete, so ist seine Auferstehung Sakrament des neuen Lebens... Du hast geglaubt, du bist getauft worden: Das alte Leben ist gestorben, am Kreuz getötet, in der Taufe begraben worden. Das alte Leben, in dem du gelebt hast, ist begraben worden: das neue Leben möge auferstehen. Lebe gut: Lebe so, dass du lebst, auf dass du, wenn du gestorben sein wirst, nicht stirbst“ (*Sermo* 229/E 9,3).

Die Abschnitte der Evangelien, die von den Erscheinungen des Auferstandenen berichten, schließen gewöhnlich mit der Aufforderung, jede Ungewissheit zu überwinden, das Ereignis mit der Heiligen Schrift zu vergleichen, zu verkünden, dass Jesus jenseits des Todes der ewig Lebendige ist, Quelle neuen Lebens für all diejenigen, die glauben. So geschieht es zum Beispiel im Fall der Maria Magdalena (vgl. *Joh* 20,11–18), die das Grab offen und leer vorfindet und sofort fürchtet, dass der Leichnam des Herrn weggebracht worden sei. Da ruft sie der Herr beim Namen, und in diesem Augenblick vollzieht sich in ihr ein tiefgreifender Wandel: Die Mutlosig-



keit und Verunsicherung verwandeln sich in Freude und Begeisterung. Sie begibt sich eilends zu den Aposteln und verkündet: „Ich habe den Herrn gesehen“ (*Joh 20,18*). So ist es: Wer dem auferstandenen Jesus begegnet, wird innerlich verwandelt; man kann den Auferstandenen nicht „sehen“, ohne an ihn zu „glauben“. Beten wir zu ihm, damit er jeden von uns beim Namen ruft und uns auf diese Weise bekehrt, indem er uns zur „Einsicht“ des Glaubens hin öffnet. Der Glaube entsteht aus der persönlichen Begegnung mit dem auferstandenen Christus und wird zum Überschwang des Mutes und der Freiheit, der uns in die Welt hinausruft lässt: Jesus ist auferstanden und lebt für immer. Das ist die Sendung der Jünger des Herrn jedes Zeitalters und auch unserer heutigen Zeit: „Ihr seid mit Christus auferweckt; darum“, so mahnt der hl. Paulus, „strebt nach dem, was im Himmel ist ... Richtet euren Sinn auf das Himmlische und nicht auf das Irdische!“ (*Kol 3,1–2*). Das heißt nicht, dass man sich den täglichen Pflichten entziehen, sich nicht mehr um irdische Angelegenheiten kümmern soll; es bedeutet vielmehr, jeder menschlichen Tätigkeit wie durch einen

übernatürlichen Hauch Leben zu verleihen, es bedeutet, frohe Verkünder und Zeugen der Auferstehung Christi zu werden, der in Ewigkeit lebt (vgl. *Joh 20,25; Lk 24,33–34*).

Liebe Brüder und Schwestern, im Osterfest seines eingeborenen Sohnes offenbart Gott vollkommen sich selbst, seine siegreiche Kraft über die Kräfte des Todes, die Kraft der dreifaltigen Liebe. Die Jungfrau Maria, die mit dem Leiden, dem Tod und der Auferstehung des Sohnes zutiefst verbunden war und zu Füßen des Kreuzes Mutter aller Gläubigen geworden ist, helfe uns, dieses Geheimnis der Liebe zu begreifen, das die Herzen verwandelt, und lasse uns die österliche Freude in Fülle auskosten, damit wir sie dann unsererseits den Männern und Frauen des dritten Jahrtausends weitergeben können.

Seit einem Jahr darf ich der Kirche Gottes als Nachfolger des heiligen Apostels Petrus dienen. Wenn sich heute meine Wahl durch die im Konklave versammelten Kardinäle bereits einmal jährt – wie schnell die Zeit vergeht! –, weiß ich sehr gut, dass ich das mir anvertraute Amt niemals alleine, sondern nur mit der Hilfe Gottes und unter dem Schutz

Seiner Heiligen tragen konnte und kann. Und dabei, liebe Freunde, ist mir eure Nähe, die sich in so vielen Formen manifestiert, und euer Gebet, das ihr mir täglich schenkt, eine unerlässliche Stütze! Dafür danke ich euch von ganzem Herzen.

Im Evangelium hören wir von der Berufung des Petrus zum Hirten des neuen Volkes Gottes. Wer hätte gedacht, welch großes Werk sich im Laufe der Jahrhunderte aus der kleinen Schar der Apostel entwickelt hat. Die Jünger haben wirklich den Auftrag Christi erfüllt und seine Frohbotschaft „bis an die Grenzen der Erde“ getragen; und sie bleiben auch heute dieser Sendung treu! Dabei sind sie selbst ganz getragen vom zentralen Geheimnis des christlichen Glaubens: der österlichen Botschaft vom Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi, der das Böse und den Tod endgültig besiegt hat. Wir Christen wissen, dass uns die alljährliche Osterfeier hinüberführt zu jenem ewigen Fest, das jede menschliche Zeit übersteigt.

Mit herzlicher österlicher Freude grüße ich die zahlreichen Pilger und Besucher aus den Ländern deutscher Sprache, besonders die Teilnehmer der Jugenddiözesanwallfahrt Regensburg, die Bundespolizeiseelsorge in Bayern, die Diözesanräte aus Rotenburg-Stuttgart mit ihrem Bischof und die vielen anderen größeren und kleineren Gruppen. Die Freude des auferstandenen Herrn Jesus Christus erfülle eure Herzen und mache euer Leben hell. Euch allen einen glücklichen und gesegneten Tag!

Mit großem Schmerz habe ich die Nachricht von dem schrecklichen Attentat vernommen, das am vergangenen Montag in Tel Aviv in Israel geschehen ist, und ich empfinde es als meine Pflicht, diesen Terrorakt auf das Entschiedenste zu verurteilen. Durch derartige verabscheuungswürdige Taten können die wenn auch legitimen Rechte eines Volkes nicht gewahrt werden. Der Herr, der Friedensfürst, stehe den Israeli und den Palästinensern bei, damit sie sich nicht auf tragische Abwege treiben lassen, sondern die Schritte wieder aufnehmen, die sie dahin führen mögen, als Kinder desselben himmlischen Vaters Seite an Seite in Frieden und Sicherheit zu leben.

*Mittwochskatechese vom 19. April
2006 auf dem Petersplatz*

Der Hochgesang der göttlichen Herrlichkeit

„Streben wir in Gottesfurcht nach vollkommener Heiligung“ 2 Kor 7,1

Es war während eines Exerzitienaufenthalts 1995 in Jerusalem. Der Kustos der St. Anna-Kirche – mitten im arabischen Viertel der Stadt – klagte über die Haltung der Touristen beim Besuch des Gotteshauses: „Man muss sich vor den Moslems schämen, die täglich Zeugen dieser schlampig gekleideten Touristen sind.“ Er hatte recht, ein Moslem würde nie in kurzen Hosen, Kaugummi kauend oder Eis schleckend eine Moschee betreten. Welches Bild geben Christen vor Andersgläubigen, wenn sie ihre heiligen Stätten aufsuchen?

Der rote Faden von damals taucht immer wieder dann auf, wenn bei kirchlichen Feiern eine bunt gemischte „christliche“ Gesellschaft zusammenkommt, etwa bei Hochzeiten. Es beginnt im Vorfeld, wenn Musikensemble, Blumenschmücker und das Fotografen- und Kamerateam eintreffen. Die Stille des Gotteshauses kann sich schlagartig in buntes Treiben verwandeln, wie vor dem Bühnenauftritt in einem Mehrzwecksaal. Mancher Fotograf – nicht alle! – geht zielstrebig in das Presbyterium, ohne um Erlaubnis zu fragen, stellt die Fototasche auf den Altar, packt die Objektive aus und sucht sich die optimale Position. Sogar schüchterne Priester können hier nicht wortlos zusehen: „Entschuldigen Sie. Aber was Sie hier beiseite geschoben haben, ist eigentlich der Stuhl des Vorstehers. Hier steht der Priester während der Messe. Nehmen Sie doch bitte Ihre Tasche vom Altar und laufen Sie während der Messe nicht zuviel herum.“ Aber auch die Feiargesellschaft als solche kommt immer häufiger laut redend, manchmal lachend, in das Gotteshaus. Ohne ein Zeichen der Ehrfurcht lässt man sich im Kirchengestühl nieder, verschränkt die Arme und wartet bis die ‚Vorstellung‘ beginnt.

Wieder erinnere ich mich an Jerusalem, an den Besuch der jüdischen Synagoge unmittelbar an der Klagenmauer. Sofort wurde ich von einem Ordner daran erinnert, dass ich keine „Kippa“ auf dem Haupt trage, eine Windböe hatte sie mir nämlich vor dem Eingang weggeweht. Drinnen bekam ich von einem Synagogendiener ein hebräisches Gebetbuch in die Hand gedrückt, und mit Deutlichkeit wurde mir klar gemacht, dass hier kein Ort für Touristen und auch kein Museum sei.

Wie aber steht es bei uns Christen, wenn die eigenen Kirchendiener sich der Bedeutung ihrer Gotteshäuser nicht mehr ganz sicher sind? Da sieht und hört man Mitglieder von Kirchenchören während der Probepausen auf der Empore schwätzen und neue Erkenntnisse über Gartenpflanzen und Kochrezepte austauschen. Ministranten laufen mit Lutscher und Cola-Dose durch den Altarraum in die Sakristei; und Priester, die im Zuge eines gemeinsamen Ausfluges eine Wallfahrtskirche besuchen, vergessen beim kunsthistorischen Rundgang auf die Kniebeuge vor dem Allerheiligsten. Neuerdings werden von kirchlichen Mitarbeitern im Kirchenraum Anrufe am Handy entgegengenommen wie in einem mobilen Pfarrbüro. Woher kommt dieser Mangel an Gespür? Ist er Ausdruck einer falschen Routine oder sind es religiöse Abnützungerscheinungen?

Ein kleines Licht ging mir vor ein paar Wochen beim Anschauen eines Religionsheftes auf. Eine eifrige Schülerin hatte aus besonderem Fleiß religiöse Gedanken von einem Kinderbuch abgeschrieben: „Die Welt hat der liebe Gott einfach gezaubert. Er kann das, weil er der liebe Gott ist ... Der liebe Gott lacht. Weil wir



Christoph Haider

uns bemühen, gut zu sein, und weil alle Kinder seine Spielkameraden sein wollen. Einmal werden wir alle zusammensein. Für immer und ewig. Und wir werden jeden Tag lachen.“ Auch wenn es sich offenbar um ein Buch für die ganz Kleinen handelt, wird man doch nachdenklich: Wie sonderbar, Gott als Zauberer und lächelnder Spielkamerad! Beim Stöbern in religiösen Kinderbuchabteilungen stellt sich heraus, dass solche Gottesvorstellungen keine bloße Ausnahme sind. In einem neueren Messbuch für Kinder wird das Letzte Abendmahl als die „allererste Christenparty“ erklärt und die vier Hauptteile der Messe werden mit vier Stücken eines Emmentaler-Käses verglichen.

Wo verläuft nun der rote Faden? In solchen religiösen ‚Kuscheltexten‘ kommt exemplarisch zum Ausdruck, was in unseren Breiten im Umgang mit Gott schon länger zu beobachten ist: Eine ‚Soft‘-Welle hat sich des christlichen Gottesbegriffs bemächtigt, die sich auch in Verhaltensformen niederschlägt. Wenn schon Kindern so von Gott erzählt wird, als wäre er einem niedlichen Stofftier ähnlich, das einem zuhört, wenn man es beim Schlafengehen mit ins Bett nimmt, wie soll ihnen, wenn sie erwachsen werden, der Sinn für Heiliges vermittelt werden? Der rote



Priesterweihe, gekennzeichnet durch Hingabe und Ehrfurcht

Faden dieser Entwicklung schlängelt sich durch bis in die Gebetspraxis mancher Gottesdienste, wo Jesus nicht mehr als „unser Herr und Gott“ sondern nur mehr als „unser Bruder und Freund“ angeredet wird.

Halten wir solche Vorstellungen in das Licht der Weltreligionen außerhalb des Christentums – also noch gar nicht ins Licht der christlichen Offenbarung –, so wird uns kaum Zustimmung begegnen. Das Heilige hat in allen großen Religionen seinen festen Platz. Kein Moslem, kein Jude, aber auch kein Hindu würde auf die Idee kommen, die Gottheit als „Freund von nebenan“ anzureden. Natürlich hat das Christentum im Unterschied zu allen anderen Religionen uns den ‚fernen‘ Gott nahe gebracht: Durch die Menschwerdung hat sich eine neue Gottesbeziehung aufgetan. Wir dürfen auf Jesu Wort hin Gott in familiärer Weise mit „Vater“ anreden. Jesus selbst hat den Seinen ein freundschaftliches Verhältnis angeboten, indem er sie nicht mehr als Knechte bezeichnete, sondern ihnen mitteilte: „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage“ (Joh 15, 14). Nach seiner Auferstehung sprach Jesus von den Jüngern als seinen „Brüdern“ (Joh 20,17). Aber nirgendwo in der biblischen Tradition oder in der urkirchlichen Gebetspraxis wurde aus diesem gnadenhaften Geschenk der Christusfreundschaft ein Anrecht, mit Gott und Gottes Sohn wie mit einem „Kumpel“ umzugehen. Gerade gotterfahrene Menschen, Heilige und Mystiker, scheuen sich, den Herrn in verniedlichender Weise anzusprechen. Die heilige Theresia von Avila ist eine der großen Lehrmeisterinnen des christlichen Betens. Obwohl sie aus

ihrer tiefen Gebetserfahrung das innere Gebet als einen „freundschaftlichen Umgang“ definierte, „bei dem wir oftmals ganz allein mit dem reden, von dem wir wissen, dass er uns liebt“, nannte Theresia in ihren Briefen Gott mit Vorliebe „die göttliche Majestät“. Gerade in der Ehrfurcht vor dem Geheimnis Gottes offenbart sich seine Nähe, seine Menschenfreundlichkeit und Güte.

Noch eine Erfahrung aus dem Heiligen Land: Wir waren mit unserer kleinen Pilgergruppe in der Geburtsgrube von Betlehem. Ich hatte eine Miniaturbibel aus der Tasche gezogen, um daraus meinen Begleitern das Evangelium von der Geburt Jesu vorzutragen. Ich las leise und verstummte schließlich ganz; zeitgleich mit uns war nämlich eine Gruppe von Priestern des griechisch-katholischen Ritus im Raum. Auch sie hatten die Bibel dabei: Ein wunderschönes Evangeliar, das sie vor der Lesung würdevoll verehrten. Es war kein Gottesdienst, nur eine biblische Lesung, nein: keine Lesung, ein wunderbarer, kunstvoller Gesang! Soweit es meine Kenntnisse des Altgriechischen zuließen, hörte ich heraus, wie in heutigem Griechisch das Kapitel von den Weisen aus dem Morgenland vortragen wurde, die gekommen waren, um dem Kind zu huldigen. Ihm zu huldigen, war nicht bloß die Kernaussage der Bibelstelle, sondern wurde ebenso durch die Art und Weise des Vortrags der heiligen Worte zum Ausdruck gebracht. Unter dem Lichtglanz zweier Kerzenleuchter wurde das Wort Gottes in die Geburtsgrube hinein verkündet – es war in der Tat „Wort des lebendigen Gottes“. Obwohl wir nur Bruchstücke des fremdsprachigen

Evangeliums aufnehmen konnten, war es, als wäre gerade Weihnachten und die Weisen stünden vor dem Kind. Für uns war es fast beschämend: Wie konnten wir Westeuropäer nur so belanglos mit dem Wort Gottes umgehen; eine Minibibel im Plastikeinband, gerade so groß, dass sie in der Hosentasche Platz hat!

Nehmen wir den roten Faden kurz noch dort auf, wo sich das Zentrum des christlichen Gottesdienstes befindet. Das Fernsehen überträgt regelmäßig Gottesdienste an Sonntagen und von kirchlichen Großereignissen. Derartige liturgische Feiern scheinen gut gestaltet, manchmal sind sie exemplarisch anregend. Wo aber recht oft ein Unbehagen aufsteigt – gerade weil man es im Großbild hautnah miterlebt –, das ist der Augenblick der Kommunionsspender. Schon allein, dass Fernsehkameras den Leuten aufdringlich über die Schultern blicken, ist nicht geschmackvoll. Manchmal lässt die hastige Art des Kommunion-Austeilens den Eindruck entstehen: Wichtig ist, dass der Kommunionsteil schnell abgewickelt wird. Selbst bei Einschaltungen vom Petersplatz entsteht manchmal Verwunderung, wenn etwa Leute vom Kommunionsspender über die Absperrung hinweg den Leib Christi wie ein „Etwas“ entgegen nehmen, in einer Hand die Digitalkamera, auf dem Kopf den Sonnenhut. Sicher, ab einer gewissen Teilnehmerzahl ist Gottesdienst-Feiern in Würde und Ruhe nicht so einfach; aber gerade in der Kultur der Massenmedien ist zu bedenken: Fern- und Nahestehende, die das heilige Geschehen mitverfolgen, sollen schon rein optisch den Eindruck gewinnen, dass jetzt das Große geschieht, das Erhabene! Der

innigste Augenblick der Messe ist da: Katholiken begegnen Christus, um mit ihm „ein Leib und ein Geist“ zu werden! Der Umgang mit dem Allerheiligsten einer Religion ist Ausdruck des Glaubensstandards ihrer Mitglieder.

Nachdem wir im bisher Gesagten hauptsächlich Kontrastfarben aufgetragen haben, wollen wir, um das Bild zu vervollständigen, uns dem Kernanliegen nähern. Das biblische Gottesbild zeigt uns Gott als das „mysterium tremendum et fascinans“, wie die Theologen sagen: Das Ehrfurcht gebietende und doch faszinierende Geheimnis. Es wird schwer sein, in der Bibel auch nur eine einzige Stelle zu finden, wo ein Mensch seine Gotteserfahrung als ein warmes, ihn durchströmendes Gefühl wiedergibt, bei dem sich Gott ganz ungezwungen als freundlich lächelnder Partner zu erkennen gibt. Die Gottesbegegnungen der Bibel beginnen durchaus mit einem gewissen Erschrecken vor Gottes Heiligkeit, die den Menschen solange überwältigt, bis Gott selbst sein „Fürchte dich nicht!“ ausspricht. Das war bei der Berufung Marias nicht anders als bei den Jüngern am Berg der Verklärung, bei Mose am brennenden Dornbusch oder beim Propheten Jesaja, dessen Berufung heute noch im „Sanctus“ der heiligen Messe nachklingt.

An dieser Stelle vereinen sich die zusammen getragenen roten Fäden zu einer Erkenntnis: In der Sprache sowohl der West- als auch der Ostkirche wird das Geschehen im Gotteshaus immer mit Ausdrücken umschrieben, die dem Bereich des Heiligen,

des Sakralen angehören: Die heilige Liturgie, die heilige Messe, die göttliche Liturgie, die heiligen Geheimnisse, das heilige Opfer, die Feier der heiligen Mysterien, das heiligste Sakrament. Das „Sanctus“ der Messe ist nicht zufällig sondern bewusst ein Mittelpunkt der Eucharistiefeier, eine Drehscheibe für das Verständnis des Ganzen. Wir haben es in der Liturgie mit dem heiligen Gott zu tun, der sich allerdings gerade im heiligen Geschehen so tief zu uns herabneigt wie in der Krippe von Betlehem oder am Kreuz in Jerusalem. Eben das wird uns im „Heilig, heilig, heilig“ vermittelt. Weil im „Sanctus“ jedes Wort seine tiefe Bedeutung hat, sei es zunächst vollständig wieder gegeben: „Heilig, heilig, heilig, Gott, Herr aller Mächte und Gewalten. Erfüllt sind Himmel und Erde von deiner Herrlichkeit. Hosanna in der Höhe. Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe.“

Zwei biblische Ereignisse fließen in diesem Gebetsruf ineinander: Das eine ist die eindrucksvolle Berufung des Jesaja 739 vor Christus: „Im Todesjahr des Königs Usija sah ich den Herrn. Er saß auf einem hohen und erhabenen Thron. Der Saum seines Gewandes füllte den Tempel aus. Serafim standen über ihm... Sie riefen einander zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt. Die Türschwelle bebten bei ihrem lauten Ruf, und der Tempel füllte sich mit Rauch“ (Jes 6,1-4).

Das Berufungserlebnis als eine Erfahrung der Heiligkeit Gottes war derart einschneidend, dass Jesaja nicht anders konnte, als Zeit seines

Lebens für den „Heiligen Israels“ einzutreten. Gleichzeitig ist Jesaja unter den alttestamentlichen Propheten derjenige, der wie kein anderer die frohe Botschaft des „Immanuel“ verkündete: Es wird eine Zeit kommen, in der es heißen wird „Gott ist mit uns“. Dieser prophetische Traum hat sich erfüllt. Seit Nazaret und Betlehem ist das Unfassbare Wirklichkeit geworden. Wir können Gott ins Angesicht schauen, wenn wir das Gesicht Jesu betrachten. In Jesus Christus ist Gott wirklich mit uns.

Im „Sanctus“ der Messe ist nun die Schau des Jesaja – der Lobgesang der Engel auf Gottes Größe – mit einem zweiten biblischen Ereignis verknüpft, das Gottes Nähe verkündet: Der Einzug Jesu in Jerusalem. Das „Hochgelobt“, gleichsam die zweite Strophe des „Sanctus“, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den demütigen Gott, wie er sich in Jesus am Palmsonntag auf einem Esel sitzend offenbart, und wie die Leute ihm zurufen: „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe“ (Mt 21,9). Das „Sanctus“ der Eucharistiefeier spannt somit den Bogen vom Himmel zur Erde: Es singt von einem Gott, der über alle Himmel erhaben und doch so menschenfreundlich ist, dass er in unscheinbarer Gestalt unter den Menschen wohnen will. Das „Heilig“ ist wirklich Drehscheibe für das einzigartige Gottesbild der christlichen Religion.

In der byzantinischen Liturgie, wie sie z.B. im Orientalischen Kolleg in Eichstätt gefeiert wird, betet der Priester das eucharistische Hochgebet halblaut in den Gesang des „Sanctus“ hinein. Die Wandlungsworte stehen

links: Juden vor der Klagemauer, rechts: Moslems beim Freitagsgebet



buchstäblich im Schatten des Heiligliedes. Das ist ein eindrucksvoller Ausdruck dessen, was das Sanctus (Heilig) mit dem anschließenden Benedictus (Hochgelobt) wirklich will: Es will dem heiligen Gott im Himmel alle Ehre zukommen lassen. Zugleich grüßt dieses Lied den „Gott mit uns“, Christus, der in der Gestalt von Brot und Wein sich für uns hingibt, noch bescheidener als damals, als er auf einem Esel reitend in seine heilige Stadt einzog. Das „Sanctus“ ist also eine wunderbare Synthese von himmlischer Liturgie – von dem, was die Engel und Heiligen im Himmel tun, – und von demütiger Offenbarung Jesu, wie er sich in der Eucharistie für uns Menschen entäußert.

Ein Detail am Rande: In der deutschen Übersetzung des „Sanctus“ wird Gott als „Herr aller Mächte und Gewalten“ angeredet. Früher hieß es „Herr, Gott der Heerscharen“. Im Zuge einer ‚Entmilitarisierung‘ des kirchlichen Sprachgebrauchs lehnte man sich an die Sprechweise des Apostel Paulus an, der wiederholt von

Gottes unsichtbarer Schöpfung als den „Mächten und Gewalten“ spricht (z.B. Kol 1,16). Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, einfach das hebräische Urwort „Sebaot“ unübersetzt stehen zu lassen, wie es in manchen Sanctus-Vertonungen der Fall ist. Unter „Jahwe Sebaot“ stellte sich das Alte Testament Gott als Heerführer vor: Wie ein König oder Feldherr von seinen Heeren umgeben ist, so ist der Herr umgeben von den Engeln, seinem himmlischen Hofstaat. Mit dem Verweis auf „Jahwe Sebaot“ zieht das „Sanctus“ uns Erdenbewohner gleichsam in den himmlischen Bereich hinein, in Gottes unsichtbare Schöpfung. Nachdem heute in der Esoterik astrologisches Gedankengut, das Vertrauen in Sternzeichen, Energiefelder und Geistwesen, Hochkonjunktur hat, tut die Kirche gut daran, zu verkünden, dass Gott Herr des ganzen Universums ist. Sterne, Energien und Kraftfelder sind keine unabhängigen oder gar göttlichen Mächte. Im „Sanctus“ der Messe stellen wir uns bewusst unter die Schutzherrschaft Gottes und seiner heiligen Engel.

Es erübrigt sich zu sagen, dass das „Heilig“ der Messe in der Regel gesungen werden sollte und zwar als einer der kirchenmusikalischen Höhepunkte; und dass man statt des Heilig-Liedes nicht „Lobe den Herren“, „Großer Gott“ oder „Halleluja“ nehmen darf, so feierlich und stimmungsvoll diese Lieder auch sein mögen. Am Heilig-Lied haben die Engel mitgewirkt, es ist nicht allein von Menschenmund verfasst. Für Instrumentalgruppen, die am Gottesdienst mitgestalten, ist vielleicht der Hinweis dienlich: Wie zum Höhepunkt bürgerlicher Feste oder bei Staatsempfangen die Nationalhymne eines Landes gespielt und gesungen wird, so ist das „Heilig“ eine internationale Gotteshymne, die von ihrem Wesen und ihrer Funktion her unaustauschbar ist. Es geht um den ‚Staatsempfang‘ für Christus, unseren höchsten Herrn. Liturgische Gesänge sind nicht als Umrahmung gedacht, sondern als Teil der Liturgie selbst.

Schade, dass im deutschen Sprachraum wenig Heiliglieder als Volkslieder existieren, die sowohl textlich als auch melodios wirklich zufriedenstellend sind. Manche Gottesloblieder werden als zu trocken empfunden, um das Volk Gottes in himmlische Verzückung zu versetzen. Andere Heiliglieder sind wiederum so frei getextet, dass sie eigentlich liturgisch ungeeignet sind. Natürlich kann an Feiertagen der Kirchenchor im Namen der versammelten Gemeinschaft mit einem „Sanctus“ und „Benedictus“ aus der Feder von Palestrina, Bruckner oder Mozart die Ehre Gottes verkünden und das Herz der Versammelten erfreuen. Bemerkenswert ist das Phänomen, dass in neueren kirchlichen Gemeinschaften ein Liedgut heranwächst, das im Klang zeitgemäß und im Inhalt liturgiegemäß ist. Offenbar gibt es noch immer die Freude an sakraler Musik und gute zeitgenössische Komponisten.

Kann Menschen unserer Tage das ‚Heilige‘ vermittelt werden? Eine Beobachtung aus einer mehrjährigen Erfahrung in der Kinder- und Ministrantenpastoral: Kinder sind im Grunde besonders anspruchlose Gottesdienstteilnehmer. Als junger Kaplan meint man, nur mit einem aufwendigen Gottesdienst-Rahmen Kinder faszinieren zu können und das



Die Vision des Patriarchen Jakob von der Himmelsleiter (Gen 28,10-22). – Auf dem Portal der Pfarrkirche St. Konrad zu Burghausen/Salzach

„Wie schauervoll und heilig ist dieser Ort. Hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels.“ Oft finden wir diese Worte des Patriarchen am Eingang zu unseren Gotteshäusern. In der alten Liturgie singt die Kirche sie als Introitus zum Kirchweihfest. Die neue Liturgie bringt sie mit dem Bericht über die Vision Jakobs als 1.Lesung zur Feier der Altarweihe. „Alles, was Jakob in der Vision von der Himmelsleiter sah, die den Himmel und die Erde miteinander verbindet, das wird für den Christen wahr in seinem Gotteshaus. Da ist die Stätte auf der Erde, wo die Himmelsleiter die Erde berührt, wo nicht nur die Engel auf- und niedersteigen, sondern wo Gott selbst herniedergestiegen ist, um hier auf Erden in seinem Hause zu wohnen ... Im christlichen Gotteshaus wird das Leben des Menschen wirklich vergöttlicht, in den Himmel aufgenommen und ganz in Gottes Gnade eingetaucht.“ (E.Closen, Wege in die Heilige Schrift, Regensburg 1955, S.41)

liturgische Geschehen mit ‚kindgerechten‘ Auflockerungen schmackhaft machen zu müssen. Im Laufe der Jahre belehren einen die Kinder, dass es viel einfacher geht. ‚Das Heilige‘ berührt Kinder innerlich. Ein Beispiel: In meinen beiden Pfarreien ist an Sonntagen und Feiertagen das ‚Wandlungsläuten‘ üblich. Altarglocken und die große Kirchturmglöcke läuten in unmittelbarem Anschluss an die Wandlungsworte. Schon oft war es so: Wenn recht viele unruhige Kleinkinder auf ihre Art den Gottesdienst mit Geräuschen begleiteten, im Augenblick des Wandlungsläutens wurde es hörbar still. Und nach manchem ganz schlicht gefeierten Schülergottesdienst stellte der eine oder andere Schüler die Frage: „Ist heute Abend wieder eine Messe? Dann möchte ich gern noch einmal kommen.“ Ein Zeichen, dass hier eine echte Gottesbegegnung stattgefunden hat! Eine Zehnjährige drückte kürzlich ihre Freude am häufigen Mitfeiern der Werktagsmessen so aus: „Ich liebe es in die Kirche zu gehen, denn da ist es so ruhig und friedlich.“

Ähnliche Erfahrungen gibt es in der Krankenpastoral. Inmitten von dem, was die Kirche täglich tut, kann plötzlich die Gegenwart Gottes aufleuchten. Im schlichten Dienst der Sakramente kann Gottes Heiligkeit durchbrechen. Einmal war ich zu Besuch bei einer schwerkranken jüngeren Frau, wenige Wochen vor ihrem Tod. Ohne besondere religiöse Gefühle trat ich ans Krankenbett. Mit „Herr Pfarrer, heute sind Sie nicht allein!“, wurde ich begrüßt. Ich war verblüfft und doch musste ich nicht lange nach einer Erklärung suchen: „Sie haben recht, wir sind zu zweit. Der Herr im Allerheiligsten Sakrament ist bei mir.“ Offenbar hatte Christus das Herz der Kranken derart berührt, dass sie ihn ohne meinen Hinweis erkennen konnte. Derartige Erlebnisse ermutigen, den „Schatz“, der uns in „zerbrechlichen Gefäßen“ (2Kor 4,7) anvertraut ist, mit noch mehr Glauben, Ehrfurcht und Hingabe zu hüten.

Nochmals zurück ins Vorfeld: Die eingangs erwähnten Beispiele mangelnden Gespürs für „das Heilige“ waren teilweise noch nicht im eigentlichen Bereich des sakramentalen Handelns angesiedelt. Sie betreffen



Jesus Christus vertreibt die Händler aus dem Tempel: „Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein“ (Mt 21,12-13 par). – Aus der Merian-Bibel

den Raum und die Vorbereitung des Gottesdienstes. Aber gerade in unserer Zeit bedarf es schon im Vorfeld der heiligen Geheimnisse des aufmerksamen Gespürs. Nur so kann der Mensch in dem Vielerlei, das uns umgibt, das Geheimnis Gottes ‚wahrnehmen‘. In einer Welt, die immer säkularer wird, gewinnen heilige Orte und Zeichen zunehmend an Bedeutung. Professor August Everding, ehemaliger Präsident des deutschen Bühnenvereins, formulierte es in Bezug auf das Gotteshaus so: „Die Kirche ist kein Mehrzweckraum. Der Gläubige geht in einen ‚bestimmten‘ Raum zu etwas Bestimmtem, für das er nicht der Bestimmende ist.“

Dieser bestimmte Raum ist „Gottes Wohnung unter uns ... Das Haus Gottes muss eine Seele ausstrahlen. Es soll eine Stätte sein, die in ihrem Schmuck und in ihrer Schönheit die Haltung der Hochachtung, der Ehrfurcht, der Verehrung und der innigen Anbetung des Volkes Gottes zum Ausdruck bringt“ (Julia Verhaeghe, Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“).

Was auf den Menschen einladend wirkt, ist oft das gewisse Etwas, die Atmosphäre, die Sauberkeit, der Schmuck, mit einem Wort die Liebe zum Haus des Herrn und – ganz allgemein – zu den Schätzen unseres

Glaubens. Auch im Gottesdienst ist es gerade der kleine Unterschied, an dem die Gegenwart des Herrn gläubig erkannt und manchmal sogar erfahren wird. Wie gehen wir mit der einzigartigen Tatsache um, dass der Herr selbst in seinem Wort und in seinen Sakramenten immer mit uns ist? Die Ehrfurcht vor dem ‚Heiligen‘ wird sich als sicherer Ausdruck unserer Liebe zu ihm erweisen.

Zum Schluss möchte ich dem berühmten englischen Konvertiten und Kardinal John Henry Newman das Wort leihen: „Im Himmel wird die Liebe die Furcht verschlingen; aber in dieser Welt müssen Furcht und Liebe zusammen gehen. Niemand kann Gott recht lieben ohne ihn zu fürchten ... Niemand liebt wirklich einen anderen, der nicht eine gewisse Ehrfurcht vor ihm fühlt. Wenn Freunde diese Beherrschtheit ihrer Zuneigung überschreiten, können sie zwar fortfahren, eine Zeitlang Kameraden zu sein, aber sie haben das eigentliche Band zerrissen. Es ist die gegenseitige Achtung, welche die Freundschaft dauerhaft macht ... So ist es auch im Religiösen. Wir können nicht Christi Erbarmungen verstehen, solange wir nicht seine Macht, seine Herrlichkeit, seine unaussprechliche Heiligkeit und unsere Schuld verstehen; d.h. solange wir ihn nicht zuerst fürchten.“ □

Die Evangelien – Legenden oder Tatsachen?

Vor einiger Zeit hörte ich eine Predigt über die Hochzeit von Kana. Der Pfarrer begann: „So, wie Sie das eben gehört haben, ist es natürlich nicht passiert. Gott durchbricht keine Naturgesetze.“ Ähnliche Äußerungen haben vermutlich schon viele gehört oder gelesen. Zahlreiche Theologen unserer Zeit behaupten, Jesus sei weder in Nazareth noch von einer Jungfrau geboren worden, er habe weder Tote auferweckt noch eine Kirche gegründet, und die Sache mit der Auferstehung sei ohnehin nicht historisch gemeint. In den Evangelien formuliere die junge Kirche ihren Glauben. Es handele sich vielfach um Legendenbildungen.

Arnold Janssen hat auf dem Symposium des Instituts für wissenschaftstheoretische Grundlagenforschung vom 20. - 23.5.82 in Paderborn von „späterer Legendenbildung“ gesprochen, ohne bei den anwesenden Exegeten auf Widerspruch zu stoßen. Ich werde daher ebenfalls den Ausdruck „Legenden“ gebrauchen.

Berichte über wirklich stattgefundenere Ereignisse seien zwar möglich, aber eher zufällig. Das seien die neuesten Ergebnisse der modernen Exegese unter Anwendung der historisch-kritischen Methode.

Der Glaube an die Auferstehung bezieht sich auf ein Ereignis, das von den Jüngern, die dem Auferstandenen wirklich begegnet sind, als geschichtlich bezeugt wurde. Als Eintritt der Menschennatur Christi in die Herrlichkeit Gottes ist es gleichzeitig geheimnisvoll transzendent.

KKK Ziff. 656

Nikolaus Vollmann, Diplomverwaltungswirt, verheiratet, 6 Kinder, beruflich Revisor auf dem Gebiet der Leistungs- und Kostenrechnung, ehrenamtlicher Mitarbeiter bei „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ in Königstein. Vorsitzender des Initiativkreises „Katholischer Laien und Priester“ in der Erzdiözese Freiburg. Absolvent des theologischen Fernkurses von Würzburg.



Wer heute noch glaube, die Evangelien berichteten Tatsachen, hänge hoffnungslos veralteten Ansichten an.

So schrieb ein Prof. Merz: „Jesus ist nicht in Bethlehem geboren, da es heißt: Jesus von Nazareth“.

Ich habe daraufhin meine Enkelkinder gefragt: „Kinder, wo ist Jesus geboren?“ „In Bethlehem.“ – „Aber es heißt doch: Jesus von Nazareth?“ Mein 10-jähriger Enkelsohn vorwurfsvoll: „Aber Großpapa, geboren ist er in Bethlehem, aufgewachsen in Nazareth, also sagt man: Jesus von Nazareth“. Für ein Kind ist das sonnenklar.

Drewermann behauptet, Jesus habe nicht gewusst, was ihm in Jerusalem bevorstand, sonst wäre er nicht hingegangen;“ er war ja kein Selbstmörder“. Doch die Aussagen des Evangeliums sind hier ganz eindeutig: allein bei Mt finden wir drei Leidensvoraussagen: Mt.16,21; Mt 17,22 und Mt 20,17 „verspottet, geißelt und gekreuzigt“. Natürlich leugnet Drewermann damit die Gottheit Christi und zugleich die Erlösung.

So etwas kann man nur behaupten, wenn man vorher die Evangelien zu „Legenden“, „Mythen“ usw. erklärt hat. Der Göttinger Theologe Gerd Lüdemann forderte denn auch 1994,

man solle endlich von den Kanzeln verbreiten, dass die Evangelien nur späte Mythen enthielten. (Carsten Peter Thiede, „Ein Fisch für den römischen Kaiser“, Bastei Lübbe Taschenbuch, Band 64 173, Sept. 2000, S.355).

Dass die Apostel Jesus nach der Auferstehung gesehen hätten, „...so wie man eben etwas Wirkliches sieht,“ weist Kasper entschieden zurück, weil das „groteskerweise“ darauf hinauslaufe, „dass diejenigen, die als erste den Glauben predigten, selbst nicht geglaubt haben, weil sie durch das Sehen vom Glauben dispensiert waren“. (Walter Kasper, „Jesus, der Christus“, DT Nr. 43 v.10.04.04). *)

Was sagen denn die Evangelien? „Da stand Jesus in ihrer Mitte ... Er nahm es und aß es vor ihren Augen.“ (Lk 24,36 – 43). Die Evangelien berichten also das genaue Gegenteil von dem, was Kasper behauptet. Außerdem hat Jesus den Aposteln

*) Anmerkung der Redaktion:

In seiner Vortragsreihe „Wunder gibt es immer wieder – oder nicht?“ (Radio Horeb, 4.-7.12.2004) sagte Pfr. Kocher: Er habe deswegen mit Kardinal Walter Kasper gesprochen und von ihm erfahren: der Kardinal würde das heute nicht mehr schreiben.

ausdrücklich gesagt: „Dann werdet ihr meine Zeugen sein in Jerusalem ... ja bis an die Grenzen der Erde.“ (Apg 1,8). Genau das taten die Apostel auch. In der Pfingstpredigt sagt Petrus: „Diesen Jesus hat Gott auferweckt; davon sind wir alle Zeugen.“ (Apg 2, 32). „Mit großer Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung des Herrn“ (Apg 4,33.) Zeugnis ablegen – das war die Aufgabe der Apostel. Zeugen aber mussten damals wie heute sagen, was sie tatsächlich gesehen hatten, nicht was sie glaubten. Der Herr Professor hat recht – die ausgewählten Jünger (mehr als 500!) durften Jesus wirklich sehen. Grotesk daran ist lediglich, dass er das grotesk findet. Die als unumstößliche Gewissheit vorgetragene Behauptung, die Jünger könnten den Auferstandenen auf keinen Fall leibhaftig gesehen haben, ist weiter nichts als ein Vorurteil.

Wie stellt er sich nun die Auferstehung Jesu tatsächlich vor? – So:

„Die Auferstehung ist das vollendete und vollendende Ende des Todes am Kreuze. Sie ist deshalb nicht ein anderes Ereignis nach dem Leben und Leiden Jesu, sondern das, was im Tode Jesu zutiefst geschehen ist: die getane und erlittene Übergabe des einen leibhaftigen Menschen an Gott und die erbarmend liebende Annahme dieser Hingabe durch Gott“.

Man kann das für tiefsinnig oder für unsinnig halten – auf alle Fälle widerspricht das NT dieser Behauptung an zahlreichen Stellen: „Gott aber hat ihn am *dritten Tage* auferweckt und erscheinen lassen, doch nicht dem ganzen Volke, sondern nur den von Gott vorherbestimmten Zeugen, uns, die wir nach seiner Auferstehung mit ihm gegessen und getrunken haben (Apg 10,40-42 bei Cornelius). Ebenso bezeugen alle Evangelien die Auferstehung am dritten Tage (Mt 28, 1-4, Mk 16,5-8, Lk 24, 1-8, Joh 20, 1-2).

Als ein Theologiestudent vor ca. 20 Jahren gegen ähnliche Behauptungen Einwände erhob, wurde ihm mitleidig gesagt, solche Ansichten äußerten nur noch Ratzinger und Scheffczyk, und von denen würde in 20 Jahren kein Mensch mehr reden. – Nun, der eine ist Papst, der andere wurde Kardinal.

Nehmen wir nun ein Beispiel und prüfen wir kritisch, welche Gründe für Legende, welche für Tatsachen sprechen.

Sie alle kennen Lukas 8, 22-25, die Erzählung vom Seesturm. Bezeugtes Ereignis? „Gewiss“, sagen die einen, „auf keinen Fall!“ die anderen. Diese „anderen“ vertreten die Art der modernen Exegese, von der wir Beispiele gehört haben. Begründung für die entschiedene

Ablehnung: „Derartige Wunder wirkt Gott nicht!“ Das ist eine kühne Behauptung, und man wird fragen dürfen: „Woher nehmen Sie diese Gewissheit? Haben Sie besondere Kenntnisse darüber, welche Wunder Gott tut, welche nicht?“

Aus der unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothese erwächst nun der Zwang, die Entstehung dieses Teils des Lukas-Evangeliums zu erklären – der Bericht eines wirklich geschehenen Ereignisses darf es ja nicht sein. Da hilft nur eine weitere Hypothese, die ungefähr so lautet: „Hier formuliert die junge Gemeinde ihren Glauben. Sie hat die Hilfe des Herrn erfahren, als das »Schifflein Petri« in großer Bedrängnis war.“

Gibt es für diese Behauptung Quellen, ein noch so kleines Fetzen Papyrus vielleicht? Nichts dergleichen. Das kann es auch gar nicht geben, da es die „schöpferische Gemeinde“, die diese und andere Geschichten erfunden haben soll, nie gegeben hat. Die Volkskunde hat das bereits vor Jahrzehnten festgestellt – ich komme darauf noch zurück.

Dabei ist die Zahl der Dokumente, die wir besitzen, sehr beachtlich: K. Aland hat 1963 eine „Kurz gefasste Liste der griechischen Handschriften des NT“ veröffentlicht. Sie enthält 76 Papyri, 250 Majuskeln, 2646 Minuskeln und, 1997 Lektionare.

Die Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-11) - Aus dem Goldenen Evangelienbuch von Echternach (1020-1030). – Auf dem Schriftband: „Fecit aqua vinum deus inter fercula primum“ – „Zuerst macht Gott bei einem Mahl Wasser zu Wein“



Allerdings gibt es zahlreiche Abweichungen der Handschriften untereinander. Die meisten sind bedeutungslos.

Etliche dieser Abweichungen können aber nur als Widersprüche aufgefasst werden. Die eine Art der Darstellung schließt die andere aus. Nach Mk 16,5 sehen die Frauen einen Jüngling am leeren Grab, nach Lk 24,4 sind es zwei Männer. Die Emmaus-Jünger stießen lt. Mt 16,12 bei den übrigen Jüngern auf Unglauben, während nach Lk 24,33 ihnen die Elf zuriefen: „Der Herr ist wirklich auferstanden und dem Simon erschienen“!

Wer unbefangen die Evangelien liest, bemerkt das kaum. Es überwiegt der Eindruck, dass hier durchaus übereinstimmende Berichte vorliegen – und so ist es ja auch wirklich. Die wesentliche Aussage: „Der Herr ist auferstanden!“, steht in allen Evangelien zweifelsfrei fest.

Zurück nun zu der Hypothese, in Lk 8,22-25 hätte die junge Gemeinde ihren Glauben formuliert.

Zunächst einmal wäre der Nachweis zu erbringen, dass die Evangelien tatsächlich Legenden enthalten. Einfach in den Raum gestellte Behauptungen genügen dafür nicht. Es müsste eindeutige Merkmale für so etwas geben, und darüber müsste

unter den Exegeten weitgehend Einigkeit bestehen. Das ist nicht der Fall. Je nach Einstellung werden einige oder mehrere, dieser oder jener Teil des Evangeliums als Legenden bezeichnet.

Zusätzlich erhebt sich die Frage nach dem hinreichenden Grund: warum sollten überhaupt Legenden gebildet worden sein?

Als Petrus und die anderen Augenzeugen mit der Verkündigung der frohen Botschaft begannen, legten sie Zeugnis von dem ab, was sie gesehen und gehört hatten. Zum Erfinden von Legenden hatten sie nicht den geringsten Anlass. Der Herr hatte so viel gesagt und getan, dass es für ihre Predigt mehr als ausreichte:

„Das ist der Jünger, der diese Dinge bezeugt und dies geschrieben hat. Und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist ... Es gibt noch vieles, was Jesus getan hat. Wollte man das alles im Einzelnen niederschreiben, so könnte nach meiner Überzeugung die ganze Welt die Bücher nicht fassen, die man schreiben müsste“. (Joh 21, 24 u.25).

Petrus und Paulus lebten bis etwa 67. Ihre Schüler hatten es ebenso wenig nötig, Legenden zu erfinden. Sie hatten ja die Predigten der Apostel gut im Gedächtnis. Und dann sind wir schon beim Jahr 70, also

in der Zeit, in der angeblich die ersten Evangelien geschrieben worden sind. Wann soll denn da eine Zeit gewesen sein, in der so viel von dem wirklichen Geschehen in Vergessenheit geraten war, dass man Legenden bilden musste, um dem Mangel abzuhelpen? Denn am Anfang einer Legendenbildung hätte ja eine Unzufriedenheit stehen müssen, etwa so: „Was uns an Tatsachen von Jesus zuverlässig überliefert worden ist, ist reichlich dürftig. Mit diesen wenigen Worten und Taten können wir nicht für unseren Glauben werben – da müssen schon noch einige imponierende Wunder her.“

Gibt es eine andere Erklärung – und welche? Kann man sich eine derartige Haltung bei den Christen des ersten Jahrhunderts vorstellen?

Wäre das nicht schon wieder eine sehr unglaubwürdige Hypothese?

Nehmen wir aber trotz aller Unwahrscheinlichkeit eine Legendenbildung an. Die nächste Frage wäre dann: *Wie* hätten diese Legenden entstehen sollen? Die bloße Behauptung, die junge Gemeinde hätte ihren Glauben (oder ihre Glaubenserfahrung) formuliert, ist viel zu allgemein. Man müsste sich schon die Mühe machen, ganz konkret zu sagen, wie das vor sich gegangen sein könnte – und das ist meines Wissens noch nie geschehen. Wer hat diese

Die wunderbare Brotvermehrung und die Speisung der Fünftausend (Mk 6,34-46 par) – Aus dem Goldenen Evangelienbuch von Echternach (1020-1030). – Auf dem Schriftband: „Panibus hic quinque saciavit milia quinque“ – „Hier hat er mit fünf Broten fünftausend gesättigt“



Glaubenserfahrung gemacht? Viele Gemeinden – einige – nur eine? Wie könnte das ausgesehen haben?

Machen wir einen Versuch:

Vielleicht hat sich eine Gemeinde während der Verfolgung unter Nero in eine Höhle der Katakomben geflüchtet – Soldaten suchen sie. Voller Angst hören sie, wie die Häscher sich nähern und beten um Rettung. Und wirklich: alle Höhlen werden durchsucht, nur das Versteck der Gemeinde lassen die Soldaten aus, obwohl sie es eigentlich hätten sehen müssen. Groß ist die Freude, innig der Dank. Wie würden diese Menschen Zeugnis von ihrer Erfahrung geben? Nun, sie würden erzählen, was sie tatsächlich erlebt hatten. Das wäre ja auch viel eindrucksvoller als eine erfundene Geschichte.

Aber gehen wir noch weiter auf die Hypothese ein: *Wer* hat nun die Geschichte mit dem Seesturm erfunden? Alle zusammen? Eine Art Pfarrgemeinderat? Einer der Beteiligten? Und was ist mit all den anderen „Legenden“ – wer hat die nun erfunden und aus welchem Anlass?

Nächste Frage: wie geriet dann diese Geschichte ins Lukas-Evangelium? Kann man sich vorstellen, dass der Verfasser unserer Legende zu Lukas geht und zu ihm sagt:

„Freund Lukas, ich habe da eine gute Geschichte – wäre sie nicht etwas für Dein Evangelium? Sie ist zwar nie wirklich passiert, aber sie enthält unsere Glaubenserfahrung“. „Besten Dank!“, hätte Lukas geantwortet, „aber ich sammle *Tatsachen*, nicht *Legenden*.“

Will man Lukas nicht zum Lügner stempeln, dann kann eine erfundene Geschichte nicht mit seinem Wissen in sein Evangelium aufgenommen worden sein. Vielleicht aber ohne sein Wissen? Aber wie und wann?

Es hätte nur nach seinem Tode geschehen können, sonst hätte er das sicher nicht zugelassen. Es muss eine weitere Hypothese her: Ein Redaktor (für den es wieder keinen Beweis gibt) hat nach Lukas' Tod das Evangelium ergänzt.

Nun stellt sich eine neue Frage: haben die Christen damals gewusst, dass die Evangelien mehr oder weniger viele Geschichten enthielten, die sich nie ereignet hatten?

Sagt man: „Ja, gewiss doch!“, ergibt sich sofort die nächste Frage: Warum dann die Sorgfalt, z.B. die Zeit der Geburt Jesu zu fixieren (Luk 2, 1-2), und was soll der Satz: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und überdachte sie in ihrem Herzen?“ Angeblich wussten doch

alle, dass es sich um eine erfundene Geschichte handelte.

Dann musste es auch geradezu albern wirken, wenn Matthäus schrieb: „So erfüllte sich, was von dem Herrn durch Propheten gesprochen war: Aus Ägypten berief ich meinen Sohn (Mt 2, 15).“

Die Erfüllung einer Prophezeiung soll durch eine erfundene Geschichte bewiesen werden – welcher Mensch käme je auf eine derart absurde Idee?

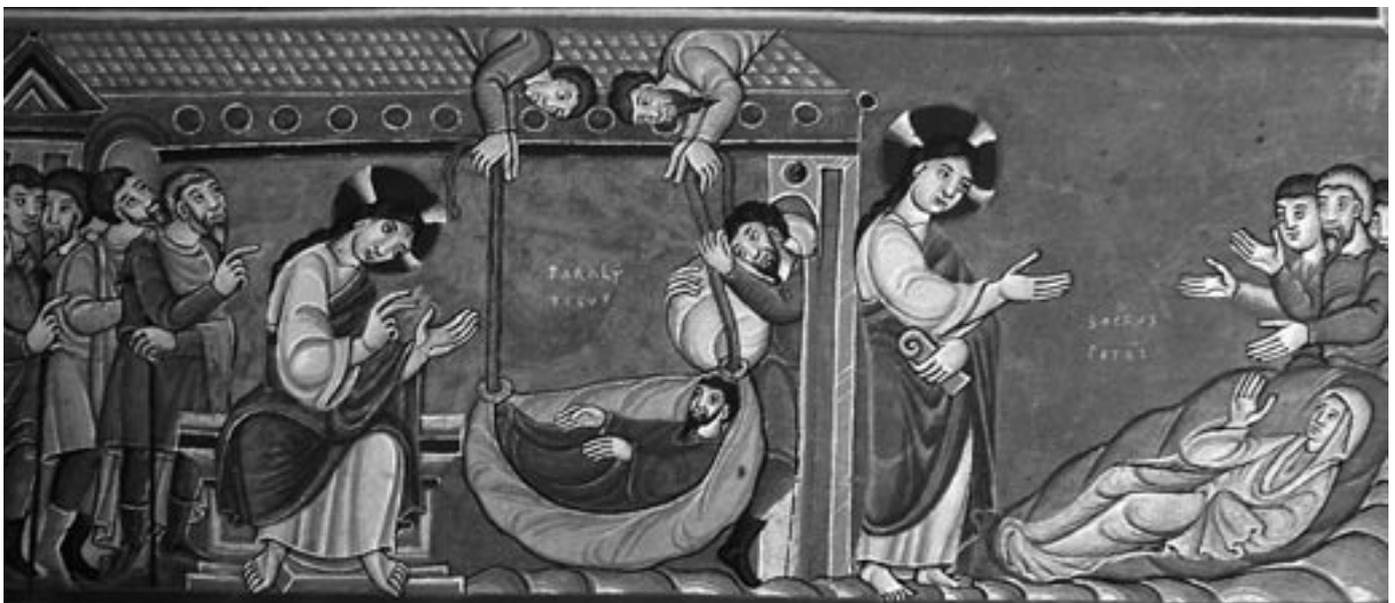
Nun könnte man auch sagen: „Nein, die Christen hielten die Evangelien für zuverlässige Berichte“ (was sie bis zur Erfindung der historisch-kritischen Methode auch getan haben).

„Um das Interesse an der Kindheit Jesu zu befriedigen, erdachte Lukas – oder der spätere Redaktor – die Kindheitsgeschichte.“ In diesem Fall wären sie ganz einfach belogen worden.

Wie würde denn ein ehrlicher Mensch ein solches Interesse zu befriedigen suchen? Durch eine erfundene Geschichte, die er als Tatsache ausgibt? Würde er sich nicht vielmehr bemühen, Fakten zusammenzutragen, Augenzeugen zu befragen – also genau das tun, was Lukas nach seinen Beteuerungen getan hat?

Fortsetzung folgt

Die Heilung des Gelähmten / Die Heilung der Schwiegermutter Petri (Mk 2,4-12 / Mk 1,29-31 par) – Aus dem Goldenen Evangelienbuch von Echternach (1020-1030). – Auf dem Schriftband: „Hic sanatus abijt / Plebs hic pro febre rogavit“ – „Hier geht ein Geheilter vordannen / Hier baten die Leute um Heilung vom Fieber“



„Erst das Grundsätzliche klären“

Warnungen vor der Einführung des „Wort zum Freitag“ im öffentlich-rechtlichen Rundfunk / Ein Gespräch mit dem Islamkenner Hans Peter Raddatz

Die geplante Einführung eines „Wort zum Freitag“ im Online-Programm des Zweiten Deutschen Fernsehens ab Mai und womöglich später auch im Fernsehprogramm des ZDF und ganz allgemein im öffentlich-rechtlichen Rundfunk wird sich vermutlich zu einem Streitthema entwickeln. Für sehr begrüßenswert halten verständlicherweise islamische Verbände dieses Vorhaben. Der Vorsitzende des ZDF-Fernsehrates, der CDU-Politiker Ruprecht Polenz zeigt Sympathien für die Idee und sieht eigentlich nur rechtliche Hürden, weil die Muslime nicht wie die Christen in Kirchen organisiert seien. Es fehle der An-

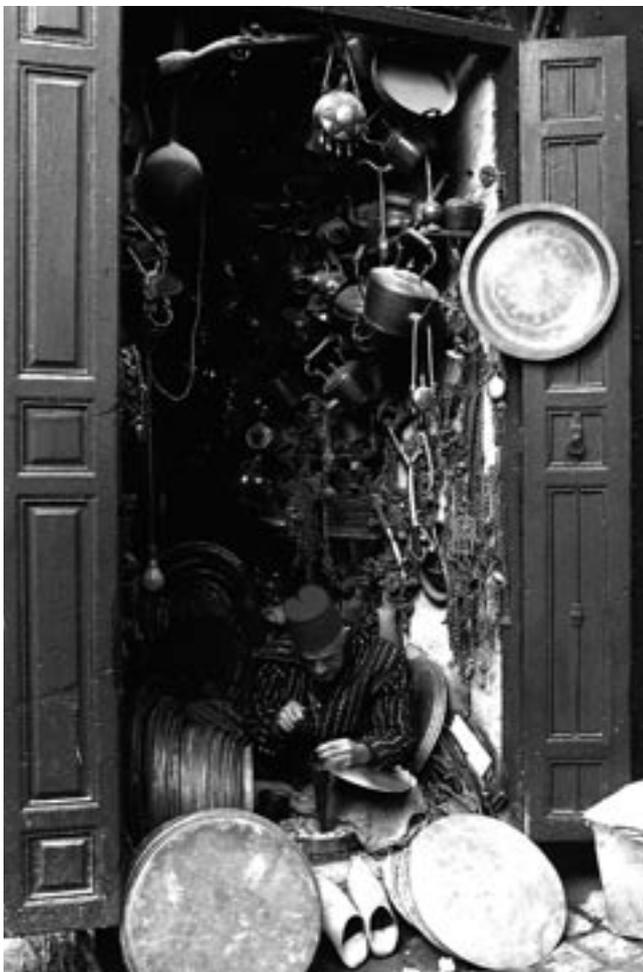
sprechpartner. Diese Probleme sieht man beim Südwestrundfunk, der zweitgrößten Anstalt in der ARD, nicht. Dort liegen ähnliche Pläne auf dem Tisch, und dort will man dem ZDF sogar noch um ein paar Wochen zuvorkommen. Die Bischöfe in Baden-Württemberg, Fürst für die Katholiken und July für die Protestanten, haben sich zustimmend geäußert. Der Intendant des Südwestrundfunks, Peter Voss, vertritt die Idee sehr engagiert und mit geradezu prophetischem Eifer. Man habe sich auch schon zwei Sprecher ausgesucht, sie sollten durch zwei Frauen ergänzt werden. Bei der CSU steht man diesen Vorhaben sehr kritisch gegenüber. Man brauche

keinen Moschee-Sender, heißt es. Die Grünen sind natürlich sehr dafür, Multi-kulti verpflichtet.

Der Intendant des Deutschlandradios, zu dem als Kölner Funkhaus der Deutschlandfunk gehört, Ernst Elitz steht diesen Plänen skeptisch gegenüber. Mit einer solchen Sendung laufe man Gefahr, dass der öffentliche Rundfunk „als oberste Glaubensbehörde die Predigtberechtigten auswählt“, schreibt Elitz in einem Gastkommentar für den Fachdienst EPD. Man könne nicht zum Organisator einer „islamischen Ökumene“ werden. Den christlichen Kirchen gebühre bei Information und Verkündigung eine Vorrangstellung. Das Christentum sei Fundament europäischer und damit auch deutscher Kultur. Von ihm leiteten sich die Wertvorstellungen ab.

Damit setzt Elitz einen staatspolitischen und auch inhaltlichen Akzent. Die Befürworter in den öffentlich-rechtlichen Anstalten und auch in privaten Fernseh- und Rundfunkhäusern dürften die Vorrangstellung des Christentums infrage stellen. Das ist sozusagen relativistische Pflicht. Aber es gibt auch inhaltliche Gründe, die im Islam selber zu suchen sind. Der Islamwissenschaftler Hans-Peter Raddatz, Autor mehrerer Bücher über den Islam, die Türkei, den Iran und die Rolle der Frau im Islam, begrüßt es zwar grundsätzlich, dass hier ein „Signal zur Integration“ gegeben werde, aber gleichzeitig werde „eine Illusion aufgebaut, solange eben das Bekenntnis der Muslime zum demokratischen Rechtsstaat nicht verbindlich vorliegt“.

Das Wort zum Freitag soll nach Aussage seines Erfinders, Chefredakteur Nikolaus Brender, die Diskussion um Migration und Integration be-



Klöppeln für die Touristen: So stellt man sich in Europa gern den Islam vor, fleißig und unterentwickelt. So wie hier in Casablanca....

leben und dazu beitragen, den Islam besser kennen zu lernen. In Deutschland leben drei Millionen Muslime, das ist eine beachtliche Minderheit. Da sei es, so Raddatz, „grundsätzlich zu begrüßen, weil die Einfügung einer großen Glaubensgemeinschaft in die pluralistische Gesellschaft durch so eine Maßnahme in jedem Falle befürwortet werden kann. Nur würde das voraussetzen, dass auch grundsätzliche Fragen hinsichtlich der Integration beziehungsweise der Adaption dieser Glaubensgemeinschaft an Grundregeln unserer eigenen Mehrheitsvorstellungen hier gewährleistet wäre. Und das scheint bis heute jedenfalls nicht der Fall zu sein. Zumindest gibt es Zweifel“.

Zu den grundsätzlichen Fragen, die nach Raddatz' Meinung dringend geregelt werden müssten, gehören „natürlich zuallererst der Gedanke der Menschenrechte, der Grundrechte im demokratischen Rechtsstaat“. Hier gebe es „die große Diskrepanz der fehlenden Religionsfreiheit in der muslimischen Gemeinschaft“. Diese Frage sei im bisherigen Dialog mit den Muslimen „nicht im Mindesten angesprochen“ worden. Sie sei sogar „bewusst umkurvt worden von der Politik“. Raddatz hält das für „eine der ganz großen Schwächen. Und solange wir das nicht offen ansprechen, werden wir auch solche Probleme wie den so genannten Ehrenmord natürlich nicht lösen können, ganz zu schweigen von der generellen Frage des Gewaltmonopols des Rechtsstaats, was ja durch den Islam nicht anerkannt werden kann, weil die Gewalt eben beim schariatischen Rechtgeber, nämlich Allah, liegt“.

Der Einwand, dass man über so eine Initiative den Islam besser kennen lernen könne, verkenne nach Meinung des Islamkenners die zwei Ebenen im Islam. Hier sei zu unterscheiden zwischen dem spirituellen Teil, „den ja niemand den Muslimen nehmen will und der auch durch die Religionsfreiheit des demokratischen Rechtsstaats abgedeckt ist. Das sind die berühmten fünf Säulen des Islam“. Wenn das der Öffentlichkeit in Deutschland klargemacht würde, dann würde auch ein solches „Wort zum Freitag“ entsprechenden Gehalt bekommen. Dann würde man „sogar als Demokrat oder meinetwegen

auch als Nichtchrist solchen „Worten zum Freitag“ lauschen können und warum eigentlich nicht in einem pluralen Staat?. Aber es gebe ja auch die zweite Ebene innerhalb des islamischen Glaubens, den gesetzlichen, rechtlichen Teil, durch den es den Muslimen „aufgetragen ist, alles Nicht-Islamische früher oder später zu überwinden“. Diese Ebenen seien nicht zu trennen, so wie das in anderen Religionen geschehe. „Und das ist das große Problem, das wir mit einer muslimischen Gemeinschaft hier haben“. Deshalb würde ein Wort zum Freitag nicht die Integration, sondern eher die Entstehung von Parallelgesellschaften fördern.

1,2 Prozent

Religion und Kirche spielen nur eine winzige Rolle in den Hauptnachrichtensendungen des deutschen Fernsehens. Im vergangenen Jahr betrug der Anteil dieser Themen trotz Papstbesuch in Bayern insgesamt nur 1,2 Prozent an der Berichterstattung in Tagesschau, Tagesthemen, heute-journal, RTL-Aktuell und SAT.1 News. Das geht aus dem InfoMonitor 2006 hervor, den die Fachzeitschrift Media Perspektiven veröffentlicht.

Man müsse eben, so Raddatz im Gespräch mit dem Autor, „leider damit rechnen, dass dieses Wort zum Freitag missbraucht würde. Solange wir die Grundfragen nicht klären und solche Nebenpunkte wie das Wort zum Freitag in den Vordergrund stellen, machen wir uns selbst etwas vor. Wir bauen eine Illusion auf sozusagen. Wir behaupten, integrativ hier tätig zu sein, was im Grunde nicht möglich ist, solange eben das Bekenntnis der Muslime zum demokratischen Rechtsstaat nicht verbindlich vorliegt. Und es ist schlicht und einfach für den Moslem, insbesondere für die Gemeinschaft bei uns hier, sehr, sehr schwierig, so ein Bekenntnis abzulegen. Das geht nur in einem gemeinsamen Dialog, in dem die Grundlagen festgelegt werden. Diese Art von Grundsatzdialog aber hat bisher noch nicht stattgefunden“.

Deshalb müsse, bevor man solch ein Wort zum Freitag einführe „erst das Grundsätzliche geklärt werden“.

Auch bei vielen Muslimen, vor allem radikal denkenden Islamisten, würde nach Meinung von Raddatz diese Initiative nicht als Signal der Versöhnung und der friedlichen Koexistenz verstanden. Denn „das Prinzip der Versöhnung ist Islamisten fremd. Der Begriff des Islamismus allein deutet ja schon an, dass es sich hier um eine radikalere Version des Islam handelt, die eben genau das verfolgen muss, was ihr aus den orthodoxen Grundlagen des Islam her aufgegeben ist, nämlich früher oder später nichtislamische Umgebungen zu überwinden und den Islam zu installieren. Das ist die Aufgabe des Islamisten“. Insofern sei es für Islamisten „sehr schwer, versöhnlich zu denken“. Hinzu komme noch, „dass schon vor 500 Jahren durch die Orthodoxie des Islam ganz offiziell auch die versöhnlichen Aussagen der islamischen Grundlagen, also in Koran und Prophetentradition, gelöscht worden sind“.

All diejenigen Teile, die es in den islamischen Glaubensgrundlagen gegeben habe und die Ansatzpunkte geboten hätten, um Versöhnung und Integration zu schaffen, seien damals von der Orthodoxie offiziell gelöscht worden. Das sei nun offizieller Glaubensinhalt, „natürlich nicht für alle Muslime, aber für den maßgeblichen radikalen Teil, und der ist seit 20, 30 Jahren im Vormarsch“. Das sei auf breiter Front zu beobachten und zwar bei den maßgeblichen Autoritäten des Gegenwartislam, die allesamt eine radikale Form des Islam vertreten. So würden etwa Terrormaßnahmen entschuldigt, zum Beispiel von dem bekannten Fernsehimam Qaradhawi, der ganz offiziell auch die Vernichtung Israels vertrete. Wohin man auch schaue, überall dominiere in der islamischen Welt im Moment der radikale Islam, und „deswegen ist es umso wichtiger, dass wir hier im Westen, ganz gleich ob in Deutschland, Frankreich oder sonst wo, grundsätzlich auf europäischer Ebene diese Grundprobleme ansprechen“. Ohne diesen Dialog im Grundsätzlichen entfalte ein Wort zum Freitag eine ambivalente Wirkung, die uns letztlich mehr Schaden als Nutzen bringe. □

Die Entchristlichung unserer Umwelt

Was können wir dagegen tun?

Die Prozesse sind schleichend und unauffällig. Nur bei genauem Hinschauen nimmt man sie wahr. Das Christliche wird aus unserer Gesellschaft heimlich, aber immer mehr zurückgedrängt.

Satte Fastenzeit und erholsame Ostern

Am Aschenmittwoch beginnt die Fastenzeit. Eine Tatsache, die heute schon vielfach aus den Köpfen verdrängt ist. Schon Tage vorher stehen in den Zeitungen Inserate mit der Bitte um Platzreservierung für das Fisch-Schlemmer-Buffer an diesem Tag. Fragen nach der Bedeutung von Karfreitag und Ostern ergeben erschreckend wenig richtige Antworten. Für viele ist daran nur interessant, dass man in diesem Zeitraum mit jeweils vier Arbeitstagen zwei Ferienwochen erhält. Auch an den Kartagen sind die Fernsehprogramme voll „crime and sex“. Bei den wenigsten Programmen erinnert noch ein Programmpunkt an den christlichen Sinn dieser Tage, und selbst die „öffentlich Rechtlichen“ lassen in ihren Nachrichten über den religiösen Inhalt dieser Tage nicht mehr verlauten als über das Ende des Ramadan.

„Frohes Fest“ statt „gnadenreiche Weihnacht“

Die Herausgeberin der „Augsburger Volkskundlichen Nachrichten“ schloss im Dezember 2005 ihr Vorwort mit: „... und wünscht eine schöne Adventszeit und ein Frohes Fest“. Ein Jahr später beendet die gleiche Herausgeberin ihr Vorwort mit: „Einen schönen Winter und ein gutes neues Jahr wünscht ihnen...“ „Advent“ wurde durch „Winter“ und „(Weihnachts-) Fest“ durch „neues Jahr“ ersetzt. Absichtlich? Nun, „Advent“ klingt schon sehr christlich und damit altmodisch.

Auch deshalb spricht man heute eher von der „Weihnachtszeit“ und meint dabei die Adventszeit. Der Wunsch nach einem „schönen Winter“ an Stelle einer „schönen Adventszeit“ ist zwar moderner, spricht unchristlicher, aber auch dümmere und vor allem regional sehr begrenzt, spricht nicht global.

Kaufte man früher einen Christbaum, so ist es heute ein Weihnachtsbaum, und die ganz fortschrittlichen, aufgeklärten Mitbürger kaufen sich einen Tannenbaum, um ja ihren Wortschatz zu entchristlichen. Es wird aufregend, in den nächsten Jahren zu beobachten, wann sich das Wort „Tannenbaum“ an Stelle von „Christbaum“ durchgesetzt hat.

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie sich in den letzten Jahren, kaum wahrnehmbar, der Weihnachtswunsch änderte? Früher wünschte man sich ein gesegnetes und gnadenreiches Weihnachtsfest und erlebte so den Segen, die Gnade und die Hilfe Gottes. Heute wünscht man sich ein „Frohes Fest“ und denkt dabei an ein Fest des Gaumens, an's Essen und Trinken. In China war früher eine Grußformel: „Hast du heute schon gegessen?“ In Deutschland verbindet man heute fast jeden Weihnachtswunsch mit der Frage: „Was gibt es an den Festtagen zum Essen?“ (bis zum 24. Dezember) bzw. „Was gab es an den Festtagen zum Essen?“ (ab dem 26. Dezember). Auf die Frage, wie sie Weihnachten verbringen, beschrieben die meisten Politiker ihre Urlaubspläne und ihre Essenswünsche. Nur eine Politikerin erwähnte auch den Gang zur Christmette.

Vom Weihnachtsmann

Schon 1960 formulierte der Senatus Antwerpen der Legio Mariä folgenden Grundsatz: „Ich werde zu Weihnachten keine Glückwünsch-

karten versenden, die den Weihnachtsmann darstellen. Bei uns wird es keinen Weihnachtsmann geben.“ Heute gibt es, und nicht nur auf dem süßen Sektor, fast keinen Nikolaus mehr, sondern nur noch Weihnachtsmänner. Ein Heiliger, oft mit einem Kreuz auf der Mitra, wurde durch eine Coca-Cola Comicfigur, ohne jegliches christliches Symbol, ersetzt! Ich habe wirklich gesucht und nur in einem Geschäft noch einen Schokoladen-Nikolaus gefunden.

Antiquitäten und moderne Wohnungen

In immer weniger Wohnungen findet man heute ein Kreuz an der Wand. Im Schlafzimmer hängt ein billiger Picasso-Druck, im Wohnzimmer ein Paar antike Säbel und in der Küche eine Abzugshaube an der Wand. Ein Kreuz aber fehlt. Wer nicht die Gelegenheit hat, sich in Wohnungen „moderner“ Menschen umzusehen, der kann dies auch in Fernsehfilmen beobachten. Man muss sich bei den „soap operas“ nur auf die Wohnungseinrichtungen konzentrieren!

Dieses Phänomen zeigt sich auch auf dem Antiquitätenmarkt. Hier sind geschnitzte Kreuze, auch bei guter Qualität, billig zu haben, große Kreuze bekommt man fast geschenkt. Ein Heiligenbild bringt bei weitem nicht soviel, wie eine „niederländische Landschaft“. Ist auf einem Bild das Martyrium eines Heiligen dargestellt, so gilt es als unverkäuflich.

Fernsehprogramme

Wie schon oben erwähnt, so spielen die meisten Fernsehserien in „entchristlichten“ Wohnungen. Aber auch ihre Drehbücher sind völlig „aufgeklärt“. Hier geht es um sexuelle Liebe, rasches Glück und viel Intrigen. Eine Kirche wird in solchen Filmen

nur dann von innen gezeigt, wenn der reiche Gutsbesitzer zum wiederholten Mal kirchlich ein armes Mädchen heiratet, welches ihm einen Erben schenken soll. Sollen die Zuschauer, welche sich solche Filme ansehen, den Eindruck bekommen, dass man in der katholischen Kirche immer wieder heiraten darf, oder weiß es der Drehbuchautor nicht besser, oder findet der Regisseur in Kirche als optimale Kulisse? Zur Zeit läuft die Fernsehserie „Liebe am Gardasee“. Hier spielt eine Äbtissin eine Hauptrolle. Sie ist die böse, hinterhältige Intrigantin. Kommentar unbedarfter Fernsehzuschauer: „Da sieht man wieder einmal, wie es in den Klöstern zugeht!“

Grüßformeln

Als ich – bald nach der Grenzöffnung – mit einer Schulklasse eine Exkursion in die ehemalige DDR machte, titulierte eine dortige Lokalzeitung unseren Aufenthalt mit: Man sagt „Grüß Gott“. Was den bayerischen Schülern selbstverständlich über die Lippen ging, erregte hier anscheinend Aufsehen. In Deutschland gibt es nur noch im Süden Grüßformeln mit dem Wort „Gott“. In der übrigen Republik wurde Gott erfolgreich aus dem Grüßen verdrängt. „Behüte dich Gott (Führ‘ di‘ Gott) wurde durch „Tschüss“ ersetzt, „Helf Gott“ durch „Gesundheit“, „Vergelt’s Gott“ durch „Danke“, „Gott sei Dank“ durch „Glück gehabt“. Aber auch in Süddeutschland beginnt man ganz langsam, das „Grüß Gott“ durch „Morgen“ zu verdrängen. Das Wort „Gott“ soll anscheinend aus dem Sprachschatz eliminiert werden. Als aufgeklärter Mensch hat man an Gott keine Bitten und Wünsche. „Selbst ist die Frau“ sagte sich eine Ministerin und verzichtete bei ihrer Vereidigung auf die Formel „So wahr mir Gott helfe“.

In diesem Zeichen werdet ihr siegen

Wie das Wort „Gott“ aus unserem Sprachgebrauch verdrängt wird (wurde), so das Kreuzzeichen. Früher bekreuzigten die Eltern ihre Kinder, wenn diese das Haus verließen. Man bekreuzigte sich, wenn man an einem Wegkreuz vorbei ging oder wenn man vor einem Grab auf dem „Got-

tesacker“, sprich Friedhof, betete. Heute hält man einen brasilianischen Fußballspieler, welcher sich vor Spielbeginn bekreuzigt, für besonders rückständig. Nach einem Jahr Bundesliga sind die meisten Brasilianer akklimatisiert, sprich „kultiviert“ und verzichten auf das Kreuzzeichen in der Öffentlichkeit.

Vor einigen Jahren erregte die Entfernung der Kreuze aus den Klassenzimmern noch etliche Gemüter. In der Zwischenzeit nimmt niemand mehr Anstoß daran, dass in neu eingerichteten Klassenzimmern das Kreuz fehlt. Kreuze an Wegen können sich nur dann halten, wenn sie an einen Verkehrstoten erinnern. Wenn man durch einen „Gottesacker“ geht, so fehlt auf immer mehr Grabsteinen ein christliches Symbol. Statt dessen ist ein Palmzweig, eine Taube oder ein chinesischer Weisheitsspruch in den Stein gemeißelt.

Vornamen

Deutlich wird die Entchristlichung auch bei den Vornamen. Für die meisten Eltern steht bei der Wahl eines Vornamens für ihr Kind der Klang, ein Sportler oder der Gleichlaut mit dem Nachnamen im Vordergrund. Dies führt dazu, dass Standesbeamte den Eltern raten, ihrem Kind doch einen zweiten, „üblichen“ Vornamen

zu geben, da anzunehmen ist, dass sich das Kind später wegen des einen Vornamens schämt und es sich dann als Glück erweist, wenn noch ein Ersatzname zur Verfügung steht. In der DDR waren besonders amerikanische Vornamen, also die Vornamen des Klassenfeindes, beliebt. Sie galten als chic und zeugten von moderner Gesinnung. Ich kenne Eltern in der ehemaligen DDR, die ihren Kindern Vornamen gaben, welche sie selber nicht richtig aussprechen, geschweige schreiben können. Heute gewinnen, besonders bei Akademikereltern, altdeutsche Vornamen, die Namen deutscher Kaiser und Könige, immer mehr an Beliebtheit. Früher gab man einem Kind den Vornamen eines Heiligen, der für das Kind einmal Vorbild und Hilfe sein sollte. Heute brauchen unsere Kinder keine (solchen) Vorbilder mehr und schon gar keine himmlische Hilfe (?). Wie schon oben erwähnt sagt der Egoist: „Selbst ist der Mann bzw. die Frau“ und feiert sich im Geburtstag, an Stelle des Namenstags, selber. Es hat seinen Grund, dass die Namen der drei bedeutenden Jesuitenheiligen Ignatius, (Franz) Xaver und Alois heute gänzlich „out“ sind. Die Voreingenommenheit aufgeklärter Bevölkerungsschichten gegen die Jesuiten zeigt sich auch in solchen, anscheinend unscheinbaren Phänomenen. □

Wir können etwas dagegen tun!

Beispiele:

- Dem Anpassungsdruck selbstbewusst entgegentreten
- Neugeborenen Vornamen von Heiligen geben als Vorbild
- Namenstage feiern
- Bei Erstkommunionen und Firmungen religiöse Bücher, Bilder und Kerzen schenken
- christliche Heimat- und Trachtenvereine unterstützen
- christliche Bräuche bewusst pflegen und christliche Grüßformeln wie „Grüß Gott“ benützen
- die eigenen Kinder mit Kindern gleichgesinnter Eltern in Kontakt bringen
- Neuvermählten christliche Bücher, schön gestaltete Kreuze und Muttergottesbilder schenken

Arbeitswelt und Demographie

Warum die Große Koalition eine Politik gegen die Familie betreibt (Teil II)

Es ist wahr, wenn der Ökonom und Nobelpreisträger Paul Samuelson sagt: „Kinder zu haben ist rein wirtschaftlich gesehen unrentabel und unsinnig“, und es ist auch wahr, wenn rund 150 Jahre vor ihm der deutsche Nationalökonom Friedrich List bemerkt: „Wer Schweine erzieht, ist ein produktives, wer Menschen erzieht ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft“. Dieses Unrecht ist sozusagen strukturell, denn die Wirtschaftswissenschaft und Nationalökonomie hat seit ihren Anfängen, also seit Adam Smith die Familienarbeit in ihren Berechnungen nicht berücksichtigt und ins Private abgedrängt, so dass noch heute Familienarbeit, das heißt konkret die Arbeit von Frauen und Müttern zu zwei Dritteln nicht bezahlt wird, während die Arbeit der Männer zu drei Vierteln bezahlt wird. Eine Studie der UNO aus dem Jahr 1995 rechnet vor: „Von der Gesamtarbeitslast tragen Frauen mehr als die Hälfte. Von der gesamten Arbeitszeit der Männer entfallen drei Viertel auf bezahlte, auf dem Arbeitsmarkt geleistete Tätigkeiten, während nur ein Drittel der Arbeitszeit von Frauen für bezahlte Aktivitäten aufgewandt wird. Somit erhalten Männer den Löwenanteil an Einkommen und Anerkennung für ihren ökonomischen Beitrag, während der größte Teil der Frauenarbeit unbezahlt, nicht anerkannt und unterbewertet bleibt.“

Wenn man davon ausgeht, dass die Familienarbeit ökonomische Arbeit ist, also gesellschaftlich relevant oder sogar unverzichtbar ist, dann müsste man sie auch zur Berechnung des Bruttosozialprodukts heranziehen. Das geschieht nicht, und das ist einer der Gründe, weshalb sie trotz ihrer Unverzichtbarkeit nicht geachtet wird, denn in unserer ökonomisierten Gesellschaft zählt nur, was

Geldwert hat. Man kann fast überall in Europa Leistungen der Haus- und Familienarbeit auf dem Markt einkaufen, aber wenn die Hausfrau diese Leistung verrichtet, ist sie gratis und wird als selbstverständlich genommen, obwohl sie meistens noch mit höherem Selbstanspruch und mit mehr Qualität verrichtet wird als die eingekaufte Leistung. Hier haben wir es nicht nur mit einer unterschiedlichen Bewertung,

Unter dem Diktat der „totalitären Arbeitswelt“

sozusagen mit einer Meinungsfrage zu tun. Hier handelt es sich um eine bedeutsame, ja unverzichtbare Arbeit für die Gesellschaft, für die Allgemeinheit, für das Gemeinwohl. Deshalb handelt es sich auch um eine Frage der Gerechtigkeit. Es geschieht Unrecht an den Familien, die – aus welchen Gründen auch immer, und sei es „nur“ Liebe – diese Leistung vollbringen, wovon andere profitieren. Die Experten sprechen von der Leistungsgerechtigkeit.

Das Unrecht wird zum Teil in der Familie aufgefangen. Wenn aber die Familie geschwächt wird – weil die „totalitäre Arbeitswelt“, von der schon Ernst Jünger sprach, keine oder wenig Rücksicht nimmt auf die Bedürfnisse der Familie, weil sie die Familienwelt absorbiert –, dann wird weniger Familienarbeit geleistet und damit weniger Humanvermögen gebildet. Denn das ist die Hauptleistung der Familien, nicht nur das Putzen, Kochen und Bügeln. Wir haben es bei dem Thema Arbeit, Familie und Geld nicht nur mit Maßnahmen zu tun, um die berühmte Vereinbarkeit (oder neudeutsch beschönigend work-life-balance) herzustellen, sondern mit einem grundsätzlichen Problem vor

allem unserer Industriegesellschaften in Europa, nämlich dem zunehmenden Mangel an Humanvermögen. Die Vereinbarkeit, die de facto eine Doppelbelastung der Frau ist, ist nur die eine, die staatlich-praktische Seite der Medaille namens Industrie- und Arbeitsgesellschaft. Die andere Seite der Münze, auf der sozusagen der Wert dieser Gesellschaft eingepreist ist, heißt Humanvermögen, und das hat mit der Stabilität der Familie, mit ihrem Zusammenhalt, mit ihrem Wertegerüst, mit Liebe zu tun.

Diese Doppelgesichtigkeit der Gesellschaft ist allen Staaten in Europa gemeinsam, aber die Ausformungen sind verschieden, und zwar so verschieden wie die Regierungssysteme und Mentalitäten der Völker in Europa. Da Familienpolitik sich als Querschnittsaufgabe durch alle Politikfelder zieht und keineswegs Teil der Sozialpolitik ist – noch einmal: Familienpolitik ist eine Frage der Leistungsgerechtigkeit, nicht der Almosen oder Wohltaten von Vater Staat für seine Kinder –, muss die work-life-balance aus dem jeweiligen System erwachsen, müssen die Maßnahmen zur Herstellung der Gerechtigkeit in dem jeweiligen Steuer- und Sozialsystem gefunden werden. Nicht umsonst werden in einigen Ländern Formen eines Erziehungslohns diskutiert und bereits umgesetzt, um Gerechtigkeit zu organisieren, zum Beispiel in Norwegen, in Frankreich, in Österreich (hier heißt es Kinderbetreuungsscheck). Die Schwierigkeit in allen Ländern ist eine Mentalitätsfrage. Das Denken der Postmoderne ist schlicht zu ich-bezogen und der Wandel der sozialen Strukturen vollzieht sich medial so auffällig, dass die Politik sich nicht traut (und im übrigen genauso denkt), Gerechtigkeit zu schaffen. Die Ich-Gesellschaft – das ist ein soziologischer Begriff

– ist in allen Ländern Europas eine dominierende Größe, überall boomt der Single-Markt, klettern die Wachstumskurven von Tiefkühlfirmen und –produkten stetig nach oben, steigen die Scheidungszahlen, nimmt die Zahl der außerehelichen Kinder rasant zu. Mittlerweile wird in Frankreich fast jedes zweite Kind außerhalb einer Ehe geboren. Im sogenannten Musterland Schweden sind es 55 Prozent, und im Osten Deutschlands sind es rund 45 Prozent der Kinder, im Westen etwa 15 Prozent.

Noch nie hatte die Massengesellschaft so viele Möglichkeiten der Selbsterkenntnis und der unterschiedlichen Lebensentwürfe, und noch nie konnten so unübersehbare

Menschenmassen gleichzeitig und global einem Ereignis beiwohnen wie zum Beispiel dem Abschied von Johannes Paul II. und der Wahl seines Nachfolgers oder auch der Fußballweltmeisterschaft. Und dennoch ist der Massenmensch noch nie so allein gewesen, vor allem in den Lichtschatten der glamourösen Millionenmetropolen dieser Welt. Nie waren die Möglichkeiten des Konsums in den Industriegesellschaften größer, üppiger und überfließender. Und dennoch fehlt der Konsumgesellschaft oft eine entscheidende Option: die Menschlichkeit. Solidarität, Verständnis, Mitgefühl, Empathie und Gemeinsinn – all das ist Mangelware. Die wahre Welt des Menschen hat wenig zu tun mit seiner Warenwelt.

Vielfach wird der Mensch selbst zum Konsumartikel. Einsamkeit wird zum Schicksal für viele, vor allem ältere Menschen.

Das hat natürlich eine Geschichte und die fängt mit der ersten industriellen Revolution an. Die Arbeitsteilung hat in den letzten zwei Jahrhunderten ganz allgemein eine negative Wirkung auf den ersten Lebensraum der Person, auf die Familie ausgeübt. Der Prozess der gesellschaftlichen Atomisierung, der mit der Industrialisierung begann und den Arbeitsplatz und oft auch den Arbeitsort von der Familie entfernte, ja entfremdete, hat den Familienraum eingengt und die Familienfunktion reduziert auf die Befriedigung der emotionalen

Bischof Walter Mixa

Mit Begeisterung Mutter sein dürfen

Durch die einseitige ideologische Fixierung auf vollberufstätige Mütter fühlt sich die überwiegende Mehrheit der Frauen, die sich bis zum dritten Lebensjahr ganz oder überwiegend selbst ihren Kindern widmen möchten, von der Politik zunehmend an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Eine solche Familienpolitik dient insgesamt gesehen nicht dem Kindeswohl, sondern ist vorrangig darauf ausgerichtet, junge Frauen als Arbeitskräfte-Reserve für die Industrie zu rekrutieren. Wahre Wahlfreiheit bedeutet, durch familienpolitische Maßnahmen auch alleinerziehenden und finanziell schlechter gestellten Müttern zu ermöglichen, in den ersten drei Jahren in Vollzeit für ihr Kind da zu sein. Dass in unserer Gesellschaft viele junge Mütter ihre kleinen Kinder in staatliche Fremdbetreuung geben müssen, um wirtschaftlich überleben zu können, ist das Ergebnis einer grundlegend verfehlten Gesellschaftspolitik, die von der Familienministerin noch verschärft werden soll. Für eine gesunde seelische und geistige

Entwicklung brauchen Kinder in den ersten drei Lebensjahren die dauernde Ansprache und liebevolle Zuwendung besonders durch die Mutter und auch durch den Vater und keine noch so qualifizierte Fremdbetreuung.

Das Wohl der Kinder und die Familien selbst müssen deshalb endlich wieder einen höheren Stellenwert erhalten. Unterstützung verdient in diesem Zusammenhang die Forderung des Familienbundes der Katholiken nach einem Erziehungsgehalt für alle Eltern mindestens bis zum dritten Lebensjahr des Kindes, durch das diese in echter Wahlfreiheit die Kosten einer außerfamiliären Betreuung oder die Lohnausfälle in Folge eigener Kindererziehung ausgleichen können. Dazu gehört auch eine erweiterte Anerkennung von eigenen Kindererziehungszeiten in der Rentenversicherung sowie eine deutlich verbesserte und sozial abgestufte finanzielle Unterstützung des Staates zugunsten alleinerziehender und finanziell schlecht gestellter Mütter.

Wir brauchen in unserem Land familiengerechte Arbeitsplätze und nicht arbeitsgerechte Familien. Wer zurecht davon spricht, dass Deutschland mehr Kinder braucht, um lebensfähig, kreativ, human und wirtschaftlich erfolgreich bleiben zu können, der muss vor allem die Mütter darin bestärken, mit Leidenschaft

und Begeisterung Mutter zu sein. Wer mehr Kinder will, der muss die Familien und die Mütter finanziell in die Lage versetzen, sich Kinder in diesem Land wieder leisten zu können, ohne von der Wohlstandsentwicklung abgeschnitten zu werden. In diesem Zusammenhang ist es ein Skandal, dass im Bundesfamilienministerium darüber nachgedacht wird, den Ausbau von Kindertagesstätten und damit die Fremdbetreuung von Kleinkindern durch die Kürzung anderer Leistungen des Staates für die Familien zu finanzieren.

Meine Kritik richtet sich nicht gegen berufstätige Mütter. Meine Diözese unterhält selbst über 430 katholische Kindergärten. Die Kritik richtet sich gegen eine Politik, die aktiv und einseitig fördert, dass junge Mütter ihre kleinen Kinder kurz nach der Geburt in staatliche Fremdbetreuung geben sollen, und damit die Ausnahme zur gesellschaftlichen Regel macht. Junge Frauen brauchen heute eine echte, auch wirtschaftliche, Wahlfreiheit in beide Richtungen. Ich bin sicher, dass sich viele Frauen für ihr Kind entscheiden würden. Mir geht es darum, dass die Bedeutung der Mutter in unserer Gesellschaft aufgewertet und das Wohl von Müttern und Kindern vor arbeitsmarktpolitische Überlegungen gestellt wird.

Die WELT 15.3.2007

Fast überall Abschied von der Großfamilie

So viel Prozent der Frauen haben ...

	... keine Kinder	... 1 Kind	... 2 Kinder	... 3 Kinder	... 4 und mehr Kinder	Kinder pro Frau
Geburtsjahrgang 1945						
Deutschland	13	30	35	14	8	1,79
Italien	10	19	41	23	7	2,06
Frankreich	9	20	37	21	13	2,22
Schweden	12	17	45	20	7	1,96
Finnland	14	21	40	17	8	1,87
Irland	6	12	16	26	40	3,27
Vereinigtes Königreich	10	13	43	22	12	2,17
USA	11	13	33	23	20	2,45
Geburtsjahrgang 1960						
Deutschland	26	22	32	12	8	1,65
Italien	15	25	42	15	3	1,64
Frankreich	10	18	40	22	10	2,10
Schweden	14	15	36	21	9	2,04
Finnland	18	15	40	20	11	1,95
Irland	15	11	26	26	22	2,40
Vereinigtes Königreich	19	12	39	20	10	1,96
USA	19	16	35	19	11	1,91

Jahrgangsgeburtenrate;
Stand: 2001;
Quelle: Eurostat

Bedürfnisse. Der Staat übernahm die Funktionen sozialer Absicherung, zum Beispiel der Altersvorsorge – Bismarck schuf die Rente –, oder der Krankenfürsorge und Pflege – die ersten Krankenkassen waren Betriebskassen in England. All das wurde schon auch mit Blick auf die Familie und nicht nur im historischen oder gesellschaftspolitischen Diskurs von Mitscherlich, Meves, Pross, Godet, Chaunu, Dumont, Goody, Becker, Skynner, Kirchhof, Kaufmann – um nur einige wenige zu nennen – ausreichend beschrieben. Dieser sozio-familiäre Strukturwandel traf die großen Staaten Frankreich, England und Deutschland mehr oder weniger gleichermaßen. Er hatte und hat Auswirkungen auf die persönlichen Beziehungsstrukturen. Denn gleichzeitig mit der sich verändernden Sozialstruktur sank im Bewusstsein der Gesellschaft die Bedeutung von Ehe und Familie als grundlegende Institution des Zusammenlebens. Heute erleben wir eine Art Renaissance, jedenfalls in den Umfragen, noch nicht in der Politik. Fast parallel verlief in Frankreich und Deutschland die Debatte über die Legalisierung gleichgeschlechtlicher Verbindungen, die so genannte Homo-Ehe in Deutschland, das Pacs

in Frankreich, Spanien zieht nach, die Niederlande gingen voraus. Das Ich wird zum Maßstab, es wächst die Zahl der nichtehelichen Gemeinschaften. Die Soziologen sprechen von der „Pluralisierung privater Lebensformen“ und dem „Monopolverlust der Familie“.

Die Politik zieht in fast allen Staaten Europas, besonders in Mittel- und Nordeuropa, aus dieser Entwicklung die Konsequenz, keiner Familienform mehr einen Vorzug zu geben, jedenfalls in der Praxis, in der Verfassung ist das noch anders. Es fehlt bei den Bürgerlichen entweder der Mut, sich zu einem natürlichen Menschenbild zu bekennen, oder das Konzept von einem Menschenbild überhaupt. Man verweist immer wieder auf die gesellschaftlichen Realitäten, denen man Rechnung tragen müsse. Schon Kohl tat das bei der Frage der Abtreibung. In der Tat: Mehr als neunzig Prozent aller verheirateten Paare haben bereits vor der Hochzeit zusammengelebt, und die Zahl der ohne Trauschein lebenden Paare steigt kontinuierlich. Vor zwanzig Jahren waren es in Deutschland 5,8 Prozent aller Paare, heute sind es knapp doppelt so viel. Aber Vorsicht! Hieraus lässt sich kein

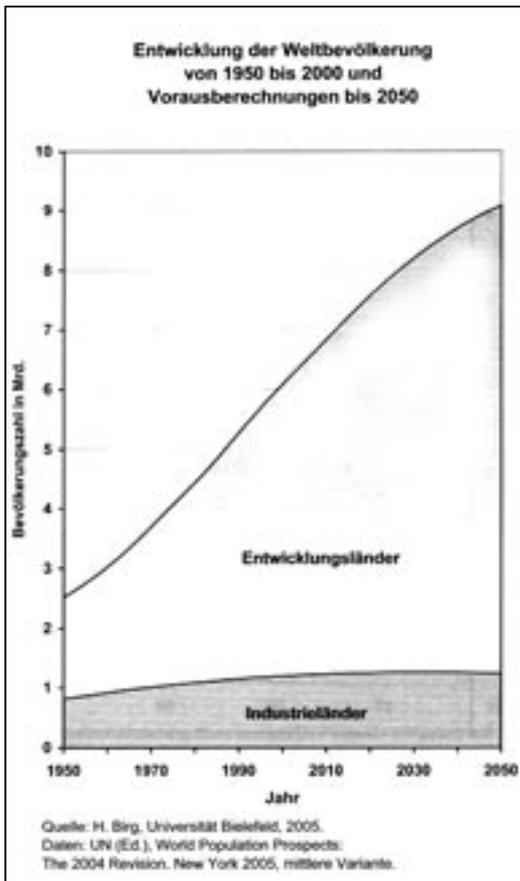
Ende der Familie oder der Ehe ableiten, wie etliche Medien das eifertig tun. Der Mikrozensus in Deutschland sagt: Neun von zehn Paaren, genauer 88 Prozent, leben in ehelicher Gemeinschaft. Nicht alle mit Kind, aber mehr als zwei Drittel aller Kinder leben in diesen Gemeinschaften. Der Anstieg der nichtehelichen Partnerschaften verläuft also recht langsam. Das gilt auch für Frankreich, auch dort steigen die Zahlen der nichtehelichen Partnerschaften langsamer als früher, signifikant war der Anstieg – übrigens wie in Deutschland – in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vor allem bei jüngeren Paaren.

Auch die so genannte „Partnerfluktuation“, die steigenden Scheidungszahlen (trotz sinkender Eheschließungen) und die wachsende Zahl von Singles oder Ein-Personen-Haushalten besonders in den größeren Städten (bisweilen mehr als die Hälfte; insgesamt sind es von den rund 39 Millionen Haushalten in Deutschland fast zwei Fünftel, in Frankreich ein Drittel) sind alarmierende Zeichen einer „Ich-Gesellschaft“. Ihr herausragendes Merkmal ist der Egozentrismus, die Ich-Bezogenheit ihrer einzelnen Mitglieder. Aber auch hier Vorsicht! Viele Ein-Personen-Haushalte bestehen aus Witwen oder Witwern, die ihre Kinder und Enkel besuchen und unterstützen. Das sind auch Familienmenschen. Ohne sie und ihre Transferleistungen (Unterstützung mit Zeit und Geld) wäre die Familie längst zusammengebrochen.

Wahr allerdings ist: Die traditionelle Familie mit mehreren Kindern macht mittlerweile in Deutschland weniger als ein Drittel der Haushalte aus. Und das ist nun, wie wir wissen, in Frankreich noch anders. Hier gibt es prozentual gesehen doppelt so viele Haushalte mit fünf und mehr Personen. So viele Familien mit drei und mehr Kindern findet man in Europa sonst nur noch in Irland (siehe Tabelle).

Der demographische Faktor

Dieses geistige – man sollte besser sagen, geistlose – Ambiente und die wirtschaftliche Situation bestimmen auch in hohem Maß das generative Verhalten. Und damit



Stellen wir uns mal vor: Wenn seit Mitte der siebziger Jahre, da die Geburtenzahlen in Europa auf die Hälfte der fünfziger Jahre fiel und den Stand nach dem Krieg erreichte, wenn also seit 1975 gar keine Kinder mehr geboren worden wären, wäre der jüngste Europäer jetzt 32 Jahre alt. Wir bräuchten keine Kinderärzte, keine Schulen, Lehrer, Kinderkleidung, Kindernahrung, etc. Dieser Prozess läuft nun in historischer Zeitlupe ab. Ganze Branchen siechen dahin. Gleichzeitig drängen die über 32jährigen in unserem Experiment auf den Arbeitsmarkt, wo es aber weniger Arbeit gibt. Wirtschaft ist unser Schicksal, sagte einst Rathenau über Deutschland und Europa. Heute muss man sagen: Die Demographie ist unser Schicksal. In Amerika geht derzeit ein Bonmot über die Europäer und ihre Reformen um: Man sei bemüht, akkurat die Liegestühle zurechtzurücken – an Deck der Titanic.

werden individuelle Verhaltensmuster und Lebensstile zu einem gesamtgesellschaftlichen Problem. Es ist ein bekanntes Faktum, dass die Gesellschaften in Europa altern, dass immer weniger Kinder geboren werden. Das ist ein Phänomen der Industriegesellschaften (siehe Grafik II). Die Auswirkungen auf die Sozialsysteme sind evident, aber auch die Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft werden spürbar. Es fehlen die Fachkräfte. Es fehlen die Konsumenten. Produktion und Markt sind im Wandel. Dazu nur ein Gedankenexperiment.

Die Demographie ist der größte Eisberg. Es gibt noch andere, kleinere, etwa die Überregulierung des Arbeitsmarkts oder das unübersichtlich gewordene Steuer- und Sozialsystem. Das Wirtschaftsforschungsinstitut ifo hat in einer Studie über den Zusammenhang zwischen Fertilität und Wirtschaftswachstum herausgearbeitet, was die Experten den demographic gap, die demographische Lücke, nennen, eine Lücke im Wachstum aufgrund des

demographischen Defizits. Diese Lücke lässt sich mit einigen Variablen berechnen. Auch die OECD hat den Einfluss des demographischen Defizits auf das Wachstum beziffert und zwar auf minus 0,5 Prozent pro Jahr. Das erschreckt die Politik. Das erschreckt auch die Funktionäre in den Wirtschaftsverbänden, und das erschreckt die Manager großer Konzerne. Sie alle schauen sich um nach qualifizierten Arbeitskräften, und ihr gnadenloser Blick fällt auf die jungen Frauen mit Kindern, die heute in der Regel gut ausgebildet sind und immer noch weniger kosten als Männer in vergleichbaren Positionen, die aber gern ihre Kinder unter drei Jahren selber erziehen möchten. Wenn man ihre Wahlfreiheit so einschränkt, dass sie gezwungen sind, zu arbeiten, um zu überleben oder am allgemeinen Wohlstand ein wenig teilzuhaben, dann könnte man diese stille Reserve anzapfen. Genau das ist in den anderthalb Jahren der Großen Koalition geschehen. Das Kindergeld wurde gekürzt, die Eigenheimzulage gestrichen, etc.etc. (siehe FELS, März, Seite 77). Jetzt muss man nur noch dafür sorgen, dass die Kinder „irgendwo geparkt“ werden. Natürlich nennt das niemand so. Man spricht von qualifizierter Betreuung. Aber es fehlt die entsprechende Ausbildung, es fehlt ein System, ja eine Industrie der Erwachsenenbildung, die sich um eine Stärkung der Elternkompetenz und der individuellen Betreuung der Kinder bemüht.

*Teil III und Schluss im nächsten Heft:
Wie man eine moderne Familienpolitik gestalten könnte.*



Klimaschutz als Ersatzreligion?

Ein Beitrag zur aktuellen Diskussion

„Ich vermute, es ist kein Zufall, dass der Klimawandel-Fundamentalismus gerade in Europa seinen fruchtbarsten Boden gefunden hat. In Europa, das zur säkularsten Gesellschaft der Welt geworden ist, haben traditionelle Religionen den geringsten Zuspruch in der Bevölkerung. Dennoch verspüren die Menschen das Bedürfnis nach Trost und höheren Werten, wie sie die Religion vermittelt. Die grünen Propheten und die sogenannte globale Heilsarmee haben dieses Vakuum aufgefüllt.“¹

Wird die Sinnleere der Moderne mit klimareligiösen Inhalten gefüllt?

Es ist unübersehbar, wenn man dem Denken europäischer „Klimafundamentalisten“ begegnet: viele Träger dieser Ideologie waren früher begeisterte Anhänger einer anderen pseudoreligiösen Erlösungslehre – des „dialektischen Materialismus“.

Der Marxismus/Leninismus wurde gepriesen und die Mao-Bibel als Schlüssel zur Lösung aller Probleme in Berlin am Kurfürstendamm verteilt.

Aus dem Kampf gegen das „System“ wurde der Kampf gegen den „Atomstaat“, und inspiriert durch Umweltschäden schlüpften viele K-Gruppen-Anhänger (K = Kommunisten) später bei den Grünen unter und konnten so den Kapitalismus samt seiner Industrie nicht mehr wegen vorgeblicher Ausbeutung der Werktätigen, sondern nunmehr als Verursacher der Umweltverschmutzung bekämpfen.

Seit 1989 transformieren nun diese ehemaligen Klassenkämpfer ihre kryptoreligiösen marxistischen Heilserwartungen weiter, indem sie die alten, jüdisch-christlichen Denkmechanismen beibehalten, aber mit neuen Inhalten füllen.

Im 19. Jahrhundert wurde die religiöse Vorstellung vom Bösen (die individuelle Sünde), die drohende Katastrophe (Arma Geddon, Jüngstes Gericht) sowie die Erlösung durch einen Messias säkularisiert: das Grundübel auf Erden ist der Privatbesitz von Fabriken. Dieser Missstand soll durch eine „auserwählte Klasse“ im „letzten Gefecht“ beseitigt werden.

Durch eine rote Priesterschaft, deren „wissenschaftliche“ Weltanschauung sie im Prinzip unfehlbar macht, wird das irdische Paradies, die „lichte Zukunft der Arbeiterklasse“, herbeigeführt werden.

Bedingt durch den Zusammenbruch des Kommunismus müssen diese Weltverbesserer das entstandene inhaltliche Vakuum anders ausfüllen:

Nunmehr wird die biblische Ursache allen irdischen Übels, die individuelle Sünde, vom modernen Menschen in Form von CO₂-Ausstoß begangen und der Sünder durch eine zu erwartende „Sündflut“ bestraft werden!

Die „lichte Zukunft“ kann dieses Mal durch eine sog. „Null(!) Emissionsstrategie“ herbeigeführt und der anthropogene (vom Menschen verursacht) CO₂-Ausstoß verhindert werden. Heilmittel sind nicht mehr Sakramente, sondern vorgeblich unschädliche „regenerative Energien“, deren Naturzerstörungen, die bei Windkraft flächendeckend sind, verharmlost oder verdrängt werden. Dass der Energiegewinn gering ausfällt, wird manipulativ verschleiert und propagandistisch ausgeglichen. Dadurch kann der grüne Kampf gegen Ökonomie, Mathematik und Physik scheinbar erfolgreich geführt werden. Auch biblische Wunder erfordern die Aufhebung der Naturgesetze.

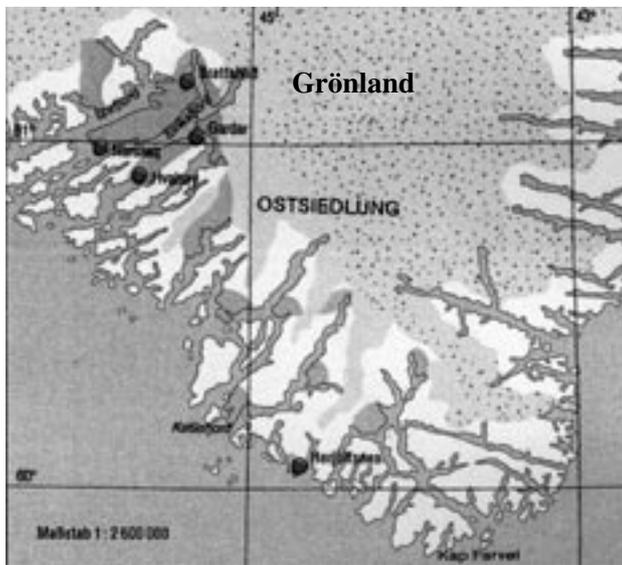
Neben Sünde, Erlösung, „Sündflut“ und Weltuntergang bzw. „Jüngstem Gericht“ gibt es auch eine moderne Erbsünde. Der aufgeklärte Mensch bekommt von den Priestern der Klimakirche eine erstklassige Altlast serviert:

Die CO₂-Sünden der Großvätergeneration wirken vorgeblich noch 100 Jahre nach. Schwer beweisbare Hypothesen zum irdischen CO₂-Stoffwechsel postulieren Wirtschaftswunder-CO₂-Moleküle, die noch bis mindestens 2050 in der Luft herumschwirren und durch Mittel aus der Klimakirchenapotheke bekämpft werden müssen. Sonst droht eine Erderwärmung, schmelzende Gletscher bringen eine neue Sintflut, und der „Spiegel“ titelt: „Der Kölner Dom unter Wasser“ (Heft 33/1986).

Auch wer sich vor den Fluten retten kann, bleibt von der Treibhaushitze nicht verschont – die Klimakirche heizt uns ein, wie einst der Belzebug den Sündern!

Nur wer im medialen Trommelfeuer sehr genau hinhört, erfährt – wie im November 2006 anlässlich der Klimakonferenz im Deutschlandfunk gesendet – dass von angenommenen 0,8 Grad Celsius allgemeiner Erwärmung 0,6 Grad menschengemacht seien – der Rest von 0,2 Grad (man höre und staune) soll auf natürlichen nacheiszeitlichen Klimaschwankungen beruhen. Man fragt sich, wo die plötzlich herkommen?

Seit Napoleon wird es langsam wärmer, spätestens seit 1850, so hört man verschämt, ging die kleine Eiszeit zu Ende – Gasheizung und Autos scheiden als Ursache aus. Die „kleine Eiszeit“ währte von 1400 bis 1800, mancher Forscher lässt sie auch schon 1350 beginnen und bis 1850 dauern. Sie machte den bäuerlichen Siedlungen auf Grönland (!) ein Ende, das Bistum Gardar auf Grönland mit seinen 17 Kirchen (!)



Die skandinavischen Wikinger gründeten drei Siedlungsgebiete, vor allem entlang der Westküste. Das größte von ihnen ist die Ostsiedlung, wo Erik der Rote seinen Familiensitz errichtete. Das Bistum von Gardar, das im frühen 12. Jahrhundert gegründet wurde, lag ebenso in der Ostsiedlung.

zwei Zehnerpotenzen (!) nach unten korrigiert worden: die angenommene Spanne liegt jetzt bei minimal 8-30 Zentimetern (US-Center for Atmospheric Research 2006) und maximal 11-88 Zentimetern (UN-Klimabeirat 2001). Im Sintflutfilm des Al Gore wird dessen ungeachtet mit 6 Metern gearbeitet, und Klimaforscher Herrmann Ott befürchtete jüngst im Rundfunk, dass Rostock, Kiel und Lübeck „unbewohnbar“ werden. Im Verlauf der nächsten 100 Jahre wird jeder an den Seebrücken in Westerland und Heringsdorf den tatsächlichen Anstieg des Meeresspiegels selbst beobachten können. Trotz einem Grad Erwärmung seit 1900 ist bis jetzt noch nichts zu sehen.

Einschränkung ist gut, aber Einsparung und Ersatz ist besser!

Doch der Ersatz des jährlichen deutschen Energieverbrauchs von ca. 4000 TWh wird nur sehr unvollkommen möglich und von Deindustrialisierung begleitet sein, wenn der Idee auch Taten folgen sollten.

Leider wurden im letzten Jahrhundert mehrfach „Ideen zu materieller Gewalt“, z.B. hinterließ der im aufstrebenden Russland eingeführte Leninismus nach 70 Jahren ein „Obervolta mit Atomraketen“⁴, und Ostdeutschland wurde deindustrialisiert.

Eine überschlägige Maximalwertberechnung ergibt durch Multiplikation der land- und forstwirtschaftlich vorhandenen Nutzfläche Deutschlands (ca. 300 000 km²) mit einem Brennwert der erzeugbaren „regenerativen Biomasse“ von 20-25 MWh/ha eine Energiemenge von 600-750 TWh, also 15-20 % der

gegenwärtig verbrauchten Summe von 4000 TWh (Terrawattstunde)! Realistisch ist jedoch allenfalls die Gewinnung eines Bruchteils davon, da obige Rechnung die menschliche Ernährung außer Acht lässt und von der vollständigen Verbrennung von Holz, Getreide und Ölfrüchten ausgeht, ohne die gewaltige Energiemenge zu berücksichtigen, die in den Raffinerien dazu benötigt wird! (Für die Umwandlung von Rapsöl in Diesel ist mehr zusätzliche Energie nötig, als diesem Rapsöl innewohnt. Der Aufbau einer diesbezüglichen Industrie ist für Schildbürger bestens geeignet! – Für die Umwandlung von Zuckerrohr in KFZ-tauglichen Alkohol dagegen braucht man nur 10% zusätzliche Energie, bedauerlicherweise gedeiht hier Zuckerrohr nicht. Die vegetarische Ernährung von 80 Millionen Einwohnern in Deutschland mit 2000 Kcal pro Tag benötigt ca. 70 TWh pro Jahr, die mit tierischen Produkten gemischte Ernährung ergibt eine Energiemenge von 100 bis 150 TWh, die mindestens vom überschlägigen Maximalwert abzuziehen sind.) Realistisch ist daher ein Wert von vielleicht 200 bis 300 TWh. Kombiniert mit Versparung, Offshore-Wind und Häuser-Solar sind 500 bis 600 TWh „erneuerbare Energie“ erreichbar. Dies sind rund 15 % des deutschen Energieverbrauchs! Im Falle einer Halbierung (!) unseres Energieverbrauchs bis 2050 (wie von Umweltminister und Regierung jüngst beschlossen) mit gravierenden Folgen für Haushalte und Industrie wären dies gegen 30%. Im Übrigen schwankt der deutsche Energieverbrauch seit 1990 trotz

Sparversuchen witterungsbedingt um 4000 TWh (rund 500 Mill. Steinkohleeinheiten) und ist damit gleich geblieben!).

Der deutsche Wald war von den ca. 22 Mill. Einwohnern zu Beginn des 19. Jahrhunderts weitgehend abgeholzt (wie auf Gemälden aus dieser Zeit zu sehen ist). Gerettet hat ihn nur die beginnende Steinkohleförderung und die Verteilung der Kohle mit der Eisenbahn. Nur dies gestattete die verbreitete Wiederaufforstung im Laufe des 19. Jahrhunderts!

Brockhaus gibt den deutschen Kohleverbrauch von 1896 mit 2,2t pro Kopf an, woraus sich rechnerisch ergibt (2200 kg mal 8000 Kcal/ kg mal 60 Mill. Einw. ist rund 1300 TWh), dass der jährliche Energieverbrauch damals schon über 1000 TWh gelegen hat und die Befolgung der Glaubensgrundsätze der Klimakirche in vorindustrielle Zeiten führen muss.

Angetrieben wird besagter Prozess weniger durch Wind und Sonne, als vielmehr durch hohe Subventionen. In den 5 Jahren bis 2005 konnten 100 % der Erstellungskosten (das ist also alles!) im ersten Jahr steuerlich geltend gemacht werden, seitdem wird dieser Wert um jährlich 5% gesenkt, liegt also gegenwärtig immer noch bei fantastischen 90%. Die besserverdienenden Großstädter können durch Kauf einer entsprechenden Anzahl von Windparkfondanteilen ihre persönliche Steuerschuld optimieren und werden durch diese Optimierung von der von ihnen selbst eingeführten Ökosteuer weniger betroffen. Die Windparks, die größte Landschaftszerstörung der letzten 20 Jahre, werden also de facto vom Staat bezahlt, von Mitteln, die besser zur Bekämpfung einer anderen, bereits realen demographischen Katastrophe eingesetzt werden könnten. (Übrigens zahlt Russland demnächst ab zweitem Kind 7000 Euro)

So schlägt der Windparkinvestor zwei Fliegen mit einer Klappe: Während der eigene Geldbeutel schonend behandelt wird, kann sich um das grüne Haupt ein güldener Schein entwickeln!

Oder anders ausgedrückt, man tut etwas gegen die selbst kreierte CO₂-Kollektivschuld. Den Ablass zahlt jedoch die Menge der anderen, zumeist kleinen Leute über Strom-

preis, Ökosteuer und Subventionen. Die gleichen Kreise, die gewöhnlich jede „soziale Schieflage“ dankbar aufgreifen, schweigen hier merkwürdigerweise.

Aber selbst der IPCC-Bericht vom Febr.2007 lässt sich eine Hintertür offen: Zu 90 % sei die Klimaänderung von Menschenhand gemacht – demnach besteht 10% Wahrscheinlichkeit für Wandel durch natürliche Ursachen. Diese Worte einer Kommission, die von Gleichgesinnten dominiert wird, lassen erahnen, wie es wirklich steht. 1996 wiesen Lassen und Friis-Christensen durch ihre Messreihen die Beeinflussung der Wolkenbildung über dem Äquator und damit des Weltwetters durch die kosmische Strahlung und die schwankende Sonnenaktivität nach, worauf bereits Edward Neys 1959 aufmerksam gemacht hatte.

Kohlendioxid ist vielmehr Grundnahrungsmittel der Pflanzenwelt seit Bestehen des Lebens und war daher auch mit vielen Prozent in der Luft vertreten. Seine Einbindung in unterirdische Schichten und die damit verbundene starke Reduktion seines Vorkommens in der Luft während des Karbons muss eine extreme Belastung allen Lebens gewesen sein. Es ist ein Wunder, dass Pflanzen danach mit einem Hundertstel ihres präkarbonischen Nährstoffangebotes auskommen und aus 0,035% CO₂ in der Atmosphäre derartig viel Biomasse bilden und dabei auch noch ohne die ventilierende Atmung der Tierwelt auskommen, die für diese trotz 21% O₂ in der Luft (das 600 fache zu 0,03% CO₂) unbedingt erforderlich ist!

Der CO₂-Stoffwechsel von Lufthülle und Weltmeeren ist noch weitgehend unverstanden und beruht auf Modellen. Durch Variation der Parameter bei Modellrechnungen lässt sich jedes Ergebnis manipulieren. Wie Stephen Jay Gould, einer der wenigen Universalgelehrten dieser Zeit, nachgewiesen hat, sind auch und gerade „Beobachtungen und Theoriebildungen in der Wissenschaft vom persönlichen, zeitgeschichtlichen, religiösen und philosophischen Umfeld des Wissenschaftlers“ abhängig. Er fragte: „Wie gelangen Forscher zu ihren komplizierten vielschichtigen Erkenntnissen, zu jener Mischung aus großartigen Tatsachenentdeckungen

von bleibendem Wert und unbewussten gesellschaftlichen Vorurteilen, die von späteren Generationen so erstaunlich leicht zu durchschauen sind?“⁴⁵

Es drängt sich der Verdacht auf, dass die regelmäßigen irdischen Klimaschwankungen für eine offensichtlich tiefangelegte Sehnsucht nach Religion oder Ersatzreligion benutzt und im Aktionsrausch Panik und Hysterie erzeugt wird.

Analogien sind die chiliastischen Endzeitbewegungen vor dem Jahr 1000 und Weltuntergangsberechnungen der Vorläufer der Siebentags-Adventisten im Jahre 1844.

Erlösungskatastrophismus ist nicht neu. Ein religiöses Vakuum wird es nicht geben. □

Dieser Artikel erfolgte unter wissenschaftlicher Beratung durch den Autor des Buches „Prima Klima“, Dipl.-Physiker Rainer Schottlaender, 12587 Berlin, Jastrower Weg 17; e-mail: rainer.schottlaender@web.de www.schottie.de

¹ Lawson, Nigel (Mitglied des Economic Affairs Committee des britischen Oberhauses) In der „Weltwoche“ 48/06 vom 30. November 2006.

² GrahamCampbell, James (Hrsg.) Die-Wikinger. Bechtermünz Verlag, Augsburg 1997, S.174-175.

³ wird nachgel.

⁴ Schmidt, Helmut, bekannter Ausspruch des Altbundeskanzlers

⁵ Gould, Stephen Jay: Das Ende vom Anfang der Naturgeschichte. Frankfurt a.M., 2005. Schottlaender, Rainer: Prima Klima. Eigenverlag, 1993.



Erklärung

Forum Deutscher Katholiken

Politisches Ziel der Bundesfamilienministerin ist es, Kinder bereits nach dem ersten Jahr aus der Familie zu nehmen und in Betreuungseinrichtungen unterzubringen, damit die Frauen arbeiten können, um so der Wirtschaft Arbeitskräfte zuzuführen. Das, was für das Kindeswohl am besten ist, spielt eine völlig untergeordnete Rolle. Erfahrene Kinderärzte und Kinderpsychologen warnen davor, Kinder vor drei Jahren aus der mütterlichen Obhut wegzugeben.

Wir brauchen insgesamt ein kinderfreundlicheres Klima in Deutschland und gesunde, psychologisch stabile Kinder. Denn schon jetzt leidet ein Fünftel aller Kinder und Jugendlichen an einer seelischen Störung. Bundesweit müssen rd. 500.000 Kinder von Psychiatern betreut werden. Diese Zahl wird mit der neuen Familienpolitik der Bundesregierung nicht ab-, sondern zunehmen.

Die gegen jede Erfahrung resistente Familienpolitik wird gerne damit motiviert, dass Alleinerziehende mit ihrer schwierigen wirtschaftlichen Situation außerhäusliche Betreuungseinrichtungen bräuchten. Aber gerade Kinder mit nur einem Elternteil benötigen die ganztägige Fürsorge der Mutter. Hier ist der Sozialstaat in besonderem Maße gefordert. Seine Aufgabe ist es, Familien mit Kindern finanziell und steuerlich so zu stellen, dass Kinder dort aufwachsen können, wo es für ihre Entwicklung am besten ist, nämlich zu Hause.

Wenn das skandinavische Modell mit dem ausgebauten Kinderbetreuungsangebot immer wieder als vorbildhaft hingestellt wird, ist darauf hinzuweisen, dass sich die schwedischen Kindertagesstätten „nach 25-jähriger Erfahrung als das größte soziale und wirtschaftliche Desaster“ (Anna Wahlgren) erwiesen haben: jedes dritte Kind leidet an seelischen Störungen. Jedes Jahr begehen 100 Kinder Selbstmord.

Bischof Mixa hat die verhängnisvolle Politik der Familienministerin mit deutlichen Worten angesprochen. Das Forum Deutscher Katholiken weist die Kritik an Bischof Mixa zurück, fordert ein Umdenken in der Familienpolitik und erklärt sich solidarisch mit Bischof Mixa.

Prof. Dr. Hubert Gindert, Vorsitzender

Die Diskussion um die Kinderkrippen in unserem Land wurde ungewöhnlich lebhaft, als Bischof Mixa eingriff und sehr klar zur Sache Stellung nahm.

Der Vorgang zeigt zunächst einmal, dass man sich in unserer Mediengesellschaft doch in gewisser Weise auf ihre Regeln einlassen muss, um überhaupt zur Kenntnis genommen zu werden, ob einem das passt oder nicht. Trotzdem müssen wir uns immer wieder bei unseren Äußerungen darüber im Klaren sein, dass die Medien – vor allem das Fernsehen – die Negativschlagzeile, den Skandal bringen wollen. Das heißt nun nicht, dass wir mit unseren Formulierungen so umgehen müssen, dass wir auf keinen Fall anecken. Die viel zu häufige Stromlinienförmigkeit kirchlicher Amtssprache hat der Kirche den Geruch von Langeweile und Profillosigkeit eingebracht.

Hier ist nun Bischof Mixa, der ein Mann der pastoralen Praxis war und ist, ausgebrochen und hat das „Bravsein“ kirchlicher Amtsträger hinter sich gelassen und ist dabei seinem verstorbenen Mitbruder Dyba gefolgt, der sich mit seiner mutigen aufrechten Art stets auch den Respekt der Medien zu verschaffen wusste.

Wenn alle unsere Bischöfe so klar, mutig und standhaft in der Öffentlichkeit aufträten wie Bischof Mixa, stünde es um Kirche und Gesellschaft besser.

Ausgerechnet Sabine Christiansen, von der ich das am wenigsten erwartet hätte, lud am darauf folgenden Sonntag zu einer Gesprächsrunde ein, die sich in ihrer Besetzung ungewohnt ausgewogen präsentierte. Neben Bischof Mixa saß Gabriele Kuby und der sehr engagierte katholische Unternehmer Grupp. Es war sehr beeindruckend, wie hier Bischof Mixa im vollen bischöflichen Ornat verständlich, klar, überzeugt – und damit überzeugend – seine Position vertrat. Und siehe da: Solch ein Auftreten beeindruckt und nötigte den Teilnehmern der Runde und dem Publikum Respekt ab. Bischof Mixa ist eben gottlob kein Mann, der herumeiernd sich nach allen Seiten verneigt. Da gibt es andere.

Es ist zur Sache so viel gesagt worden, dass ich mich auf eine persönlich gemachte Erfahrung beschränken möchte.

1990 war ich vor dem Anschluss der DDR 6 Monate beruflich im Bezirk Suhl (Südthüringen) tätig, um dort Krankenhäuser und Polikliniken zu besuchen. Dabei hatte ich einen guten Einblick in eine Reihe von Kinderkrippen, weil dort die Kinderärzte ihre Polikliniken hatten.

Ich habe erlebt, wie zehn quengelnde oder schluchzende Kleinkinder versuchten, auf den Schoß einer einzigen Betreuerin zu gelangen. Kurz nach dem Anschluss der DDR veröffentlichte die Fachzeitschrift „Ärztliche Praxis“ eine sehr sorgfältige Langzeitstudie, die die DDR noch selbst in den Kinderkrippen gemacht hatte. Diese Studie kam zu einem katastrophalen Ergebnis, das auch später in neueren Studien bestätigt wurde.

Dass solche Ergebnisse aus ideologischen Gründen nicht zur Kenntnis genommen werden, bewies der Aufschrei in der Runde bei Christiansen, als Gabriele Kuby von den schlechten Erfahrungen der Schweden mit den Kinderkrippen berichtete und die Tatsache mitteilte, dass die Schweden in Sachen Kinderkrippen zurückruderten.

Drum, so schließt man messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.

Unsere Politiker loben die gute und sorgfältige Betreuung in den existierenden Kinderkrippen über den grünen Klee. Gleichzeitig bejammern sie die Kosten, verweisen auf die schwierige Finanzlage und verlangen zu sparen. Und das haben wir ja nun in den letzten Jahrzehnten gelernt. Wenn gespart wird, dann zuerst bei den Kindern. Und so wird das auch bei den „personell hervorragend“ auszustattenden Kinderkrippen sein. Sie werden nach einer gewissen Zeit aus Kostengründen personell so zusammengestrichen werden, dass sich die schlimmen Erfahrungen aus der DDR-Zeit wiederholen werden. Und wenn man schon in Kosten und Nutzen rechnet, dann soll man auch bitte schön

bedenken, dass geschädigte Kinder, die ein Leben lang Betreuungsfälle bleiben, sich für den Staat nicht auszahlen, sondern ihn nur belasten. Zynisch? Aber gerade deswegen hat ja Bischof Mixa so auf den Putz gehauen.

Es ist unsere Pflicht als Christen, mit Bischof Mixa laut und vehement unseren Abgeordneten gegenüber dafür einzutreten, dass der Staat endlich die richtigen Prioritäten setzt und die Mütter, die willens und in der Lage sind, ihre Kinder selbst zu betreuen, finanziell so absichert, dass sie weder jetzt noch im Alter in Not geraten. Wer noch immer nicht begriffen hat, dass von einer gesunden und belastbaren Nachkommenschaft das Überleben unseres Volkes abhängt, dem ist nun wahrlich nicht mehr zu helfen. Aber bei uns kommt immer noch zuerst die Ideologie und dann das Leben.

Auf die Frage von Sabine Christiansen, was denn nun die Ursache dafür sei, dass wir im Kinderkrieg das Schlusslicht in der EU bilden, genügt nicht der Hinweis auf den Pillenknick. Sondern die Antwort ist: In keinem anderen Land der EU hat der schrankenlose Individualismus mit seinem Wahn von der „Selbstverwirklichung“ als Folge der 68Revolution so gewütet wie in Deutschland. Das konnte deshalb geschehen, weil dieser Individualismus hier auf einen wohl vorbereiteten Boden geriet. Schon vor 110 Jahren hat der Dichter Theodor Fontane in seinem letzten großen Roman „Der Stechlin“ geschrieben:

„Unsere ganze Gesellschaft ist aufgebaut auf dem Ich und das ist ihr Fluch. Daran muss sie zugrunde gehen.“

Die Zeit ist da! Jetzt muss jeder von uns mit Bischof Mixa mutig Farbe bekennen und der Welt vorleben, dass die Rettung in der Hinwendung vom Ich zum Du besteht. Wir sind gerufen, als Christi Zeugen der Welt den Sinn und den Segen von Hingabe und Opfer neu zu bezeugen, einer Welt, die immer mehr zur Hingabe an das eigene Gefühl und die eigenen Bedürfnisse neigt, und den Segen des Opfers vergessen hat.

Die Karriere im Gepäck?

In der Propaganda für Kinderkrippen wird manchmal unterstellt, die „Konservativen“ würden sklavisch einem überholten Familienbild nachlaufen und junge gut ausgebildete Frauen an das Haus binden, sie von sozialen Kontakten fernhalten und ihre Selbstverwirklichung im Beruf verhindern. Das ist Unsinn. Tatsächlich geht es darum, dass Kleinkinder in den ersten drei Lebensjahren Vorfahrt vor der außerhäuslichen Tätigkeit der Mutter haben sollen, weil dies für ihre Entwicklung das Beste ist. Um diese Barriere zu umgehen, werden Frauen mit kleinen Kindern mit der Karriere in die außerhäusliche Tätigkeit gelockt. So hieß es (siehe Augsburger Allgemeine Zeitung vom 2.2.07 „Beruf und Kinder schwer vereinbar“) Familie und Beruf seien schwer vereinbar, weil gut ausgebildete junge Frauen den beruflichen Anschluss und ihre Karriere aufs Spiel setzten, wenn sie nicht möglichst schnell nach der Geburt ihres Kindes in die Arbeit außer Haus zurückkehrten. Stimmt das?

Nehmen wir einmal die Akademikerinnen, die zu über vierzig Prozent keine Kinder haben. Sie können heute mit 18 Jahren Abitur machen. Da sie keinen Wehrdienst leisten, können sie sofort ihr Studium aufnehmen. Wenn dieses acht Semester dauert, sind sie 22 Jahre alt. Gehen sie danach, um erste Praxiserfahrungen zu sammeln, in die Wirtschaft oder machen eine Referendarzeit, so sind sie 24 oder 25 Jahre alt. Wenn sie jetzt heiraten und – unterstellen wir einmal drei Kinder – zehn Jahre bei ihren Kindern bleiben, dann hat sogar das Jüngste so lange die Mutter, wie das Kinderärzte und Kinderpsychotherapeuten dringend empfehlen. Wenn die Frau danach außer Haus arbeiten will, kehrt sie in ihrer besten Lebensphase in das Berufsleben zurück.

Und wie soll sie sich dann nach zehn Jahren vollqualifiziert um eine Tätigkeit bemühen? lautet nun die Frage. Sehen wir uns um: Ab Freitagnachmittag und am Samstag stehen unsere Bildungseinrichtungen samt technischer Ausrüstung ungenutzt und leer. Ist es da unmöglich, weiterqualifizierende Kurse, die den technologischen Fortschritt berücksichtigen, von den Leuten der Wirtschaft, die ja die gut ausgebildeten Frauen als Ar-

Auf dem Prüfstand

beitskraft haben wollen, anzubieten? In dieser Zeit sollten, bitteschön, sich die Väter verstärkt um ihre Kinder annehmen. Die Behauptung, man könne die gewünschte Fortbildung nicht leisten, ist Ausdruck eines phantasielosen, uniformierten und bequemen Denkens.

Aber, so kann man jetzt einwenden, Karriere könnten die inzwischen 35-Jährigen nicht mehr machen. Wenn junge Frauen mit der großen Karriere geködert werden, erinnert das an den Ausspruch, der früher Rekruten eingehämmert wurde, wonach jeder den Marschallstab im Tornister trägt. Was sind aber Karrieren, die diesen Namen verdienen? Doch wohl, wenn einer vor dem 40. Lebensjahr Vorstandsvorsitzender eines Unternehmens, Chefredakteur einer großen Zeitung, Universitätsprofessor oder General wird. Das übrige sind Laufbahnen, qualifizierte Tätigkeiten, wie Abteilungsleiter, Studienrat etc. Das kann aber auch eine 35-Jährige noch vor ihrer Pensionierung erreichen.

Hubert Gindert

Aschermittwoch und die Säkularisierung

„Fisch oder Fasten oder gleich beides – wie Prominente in die Fastenzeit starten“ war ein Aschermittwochbeitrag im „Landsberger Tagblatt“ vom 21.02.07 überschrieben. Neun Prominente eines oberbayerischen Landkreises wurden befragt. Die Aussagen geben Aufschluss darüber, was Fastenzeit heute noch bedeutet, anders gewendet, wie weit auch hier die Säkularisierung fortgeschritten ist. Hier die Antworten:

Der Direktor einer Sparkasse: „Heute gibt es Fisch“. Außerdem werde er in der Fastenzeit noch auf etwas anderes verzichten, das mache er jedes Jahr.

Ein Bürgermeister: Heute wird „gezielt gefastet“. Den Beginn der Fastenzeit nehme er zum Anlass, auf Süßigkeiten zu verzichten.

Eine Bürgermeisterin: Fastenzeit ist für sie immer wieder „ein Thema“. An den katholischen Kalender will sie sich aber nicht halten.

Ein katholischer Militärfarrer: Er schätzt die Möglichkeit, „offen zu sein für die Anliegen anderer“. Bei der Fastenzeit ginge es nicht so sehr um das Kasteien, sondern darum, sich dem Willen Gottes zu öffnen. Der Verzicht solle innerlich leichter machen und mehr Kraft geben „einen Blick für den Mitmenschen“ zu entwickeln. Der Militärfarrer geht bewusst sein Telefonverzeichnis durch, um zu schauen, wo er vielleicht helfen könne.

Der Leiter eines Stadttheaters: Er will den Aschermittwoch nicht „extra begehen“. Er wird normal arbeiten, ohne zu fasten. Verzicht üben will er, wenn, dann nur aus persönlichen Gründen, „nicht weil Fastenzeit ist“.

Ein Bürgermeister: Er wird ganz normal arbeiten, vielleicht Fisch essen, „gezielt fasten aber nicht“.

Eine Schauspielerin: Sie werde nicht aus religiösen Gründen fasten. „Wenn ich Opfer bringe, dann aus persönlichen Motiven, vielleicht aus Nächstenliebe, aber nicht, weil die Kirche es vorschreibt“.

Ein Teammanager eines Sportclubs: Er verbringt diesen Tag in den Bergen. „Ich werde versuchen, im Hotel Fisch zu bekommen, richtig fasten aber nicht“.

Ein Oberbürgermeister: Er arbeitet am Aschermittwoch „ganz normal“. Seinen Lebensstil wird er nicht ändern. Der Aschermittwoch ist für ihn kein Grund, darüber nachzudenken. Fisch isst er gerne, aber nicht „weil Aschermittwoch“ ist.

Wenn wir aus diesen Antworten ein vorsichtiges Fazit ziehen, so zeigt sich, dass der Militärfarrer die religiöse Seite und den Sinn des Fastens deutlich anspricht. Zwei Personen essen bewusst Fisch am Aschermittwoch, sie nehmen sich außerdem gezielt Verzicht für die Fastenzeit vor. Ebenso deutlich lehnen vier Personen das Fasten aus religiösen Gründen ab. Wenn sie fasten, dann aus persönlichen Motiven z.B. der Gesundheit wegen. Das Gesamtbild ist „durchwachsen“.

Hubert Gindert

Inspiration zu sozialem Denken und Handeln

„Orientierung in Zeiten des Umbruchs“ ist der Titel des neuen Heftes der Reihe „Kirche und Gesellschaft“. Der Autor, Prof. Dr. Anton Rauscher S.J., hat es dem Gedenken an Joseph Kardinal Höffner und seiner Bedeutung für die Gesellschaftslehre gewidmet (Nr. 337; Kath. Sozialwissensch. Zentralstelle, Brandenberger Straße 33, D-41065 Mönchengladbach). Insbesondere stellt Prof. Rauscher dabei die beiden Hauptwerke von Joseph Höffner heraus: 1. seine Habilitationsschrift „Christentum und Menschenwürde: Das Anliegen der spanischen Kolonialethik im Goldenen Zeitalter“ (1947), in welcher „der Aufbruch des christlichen Gewissens“ angesichts der Behandlung der Indianer und die Begründung der Völkerrechtswissenschaft durch Franz de Vitoria OP († 1546) und andere Spätscholastiker untersucht und dargelegt wird. 2. sein Standardwerk „Christliche Gesellschaftslehre“. Prof. Rauscher schließt das Heft mit den folgenden Ausführungen:

Engagiert wies Höffner auch die Bestrebungen zurück, das katholisch-soziale Ideengut nach links zu öffnen. Unvergessen ist das Eröffnungsreferat auf der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 1984, in dem er die Unterschiede zwischen der Soziallehre der Kirche und der Theologie der Befreiung aufwies. Höffner litt darunter, dass sein ehemaliger Kollege Johannes Baptist Metz die katholische Soziallehre „ein apologetisches Syndrom“ nannte, „eine defätistisch gestimmte Apologie des spätkapitalistischen Bürgertums“. Die intellektuelle Unruhe, die von Europa ausgegangen war und in Lateinamerika zur revolutionären Basis führen sollte, hat Höffner tief bewegt. Er sorgte sich darum, dass die Lehrstühle für Christliche Gesellschaftslehre in Deutschland unterwandert würden.

Die Koordination der vielfältigen Kräfte und der katholischen Sozialverbände kann nur gelingen auf der gemeinsamen Grundlage der katholischen Soziallehre. Diesem Ziel diene das Lehrbuch „Christliche Gesellschaftslehre“, das Höffner 1962 veröffentlicht hat und das er in den folgenden Jahren ständig erweiterte und ergänzte. Das Buch hat immer neue Auflagen und Übersetzungen in andere Sprachen erfahren und ist zum Standardwerk der katholischen Soziallehre geworden. Wer es in die Hand nimmt, wird als Christ seine Ordnungsaufgabe in Wirtschaft und Gesellschaft, in Politik und Weltverantwortung begreifen und verstehen, warum der christliche Glaube zu sozialem Denken und Handeln inspiriert.

Zeit im Spektrum

Das soll der jungen Generation übermittelt werden

Eine Feierstunde auf dem Kapitol in Rom am 24. Januar d. J. galt der Vorstellung eines Buches: „I Giusti: gli eroi sconosciuti dell'Olocausto“ („Die Gerechten: die unbekannt Helden des Holocaust“), erschienen im Verlag Città Nuova (Titel der englischen Ausgabe: „The Righteous: The Unsung Heroes of the Holocaust“). Sir Martin Gilbert, ein jüdischer Gelehrter aus England, berichtet darin auf 460 Seiten über Menschen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um Juden zu retten. Eine Ansprache, die Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone bei der Feierstunde hielt, wurde in der deutschsprachigen Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ veröffentlicht (16.2.2007; Schwabenverlag AG, D-73745 Ostfildern). Hinsichtlich der Katholiken unter den „Gerechten“ und der Rolle Pius' XII. sagte Kardinal Bertone u.a.:

Die Geschichte der katholischen Gerechten ist ... mit dem Wirken Pius' XII. eng verbunden. Sie ist vor allem eine Geschichte des Verständnisses und des Dialogs in der Liebe, so wie es in den zahlreichen Zeugnissen festgehalten ist, die Gilbert anführt (...)

Aber es ist vor allem eine Geschichte, die den immer wiederkehrenden Beschuldigungen in Bezug auf eine „Kollaboration“ des Papstes und auf einen katholischen Antisemitismus jede Daseinsberechtigung nimmt. Denn unabhängig von den verwerflichen Urteilen einiger Gruppen von Christen bleibt die Tatsache bestehen, dass der Antisemitismus schon längst vom Vatikan verurteilt worden war.

Das ist der Hintergrund, auf dem die Geschichte der „Gerechten“ sich entfaltet, die noch wertvoller wird durch die Tatsache, dass sie von einem berühmten und angesehenen jüdischen Gelehrten stammt, dessen Werk in Italien von einem katholischen Verlag veröffentlicht

wird. Aber die Geschichte, die in diesem Buch von Martin Gilbert zu lesen ist, verdiente es auch aus einem anderen Grund, bekannt zu werden: Sie ist nicht nur die Geschichte jener „Gerechten“, die vor der Welt zu solchen erklärt wurden, sondern sie ist auch die Geschichte jener vielen impliziten „Gerechten“, die nicht geehrt werden konnten, weil die historische Erinnerung an sie verloren gegangen ist. Es war die Aufgabe des Autors, diese Erinnerung zurückzugewinnen. Er hat sein Vorhaben hervorragend ausgeführt und bietet uns eine Fülle von Kenntnissen, die vor allem den jungen Generationen übermittelt werden müssen, damit diese lernen, die Schoa und den Wert der Erinnerung an das Gute, die mit dieser verbunden ist, nicht zu vergessen.

(Bei Redaktionsschluss war uns noch nicht bekannt, ob und ggf. wo eine Ausgabe des Buches in deutscher Sprache erscheinen wird)

„Homophobie“ oder schlechtes Gewissen?

„Einwände gegen die »eingetragene Lebenspartnerschaft«“ brachte Prof. Dr. Horst Seidl von der Lateran-Universität in Rom im März-Heft von „Kirche heute“ vor; Einwände vom Menschen als Vernunftwesen und vom natürlichen Sittengesetz her, die auch Nicht-Christen eingängig sein müssten („Kirche heute“, Nr.3/2007, S.18; Postfach 1406, D-84498 Altötting) Hier einige Hinweise auf die Argumentation:

(...) Die Ehe wird traditionell als Freundschaftsform bestimmt, die sich von anderen dadurch unterscheidet, dass sie sich zwischen den beiden Geschlechtern vollzieht, zwischen Mann und Frau, mit dem zweifachen Zweck der Kinderzeugung und der gegenseitigen personalen Liebe.

Die Ehe ist also keineswegs bloß eine Konvention, die durch andere ersetzt werden könnte, sondern erweist sich als eine Tugend, die grundlegend für das menschliche Zusammenleben ist und in der sozialen Natur des Menschen selbst gründet (...)

Mit dem zweifachen Ehezweck leistet die Ehe als gesamt menschliche Tugend die Integration des Geschlechtstriebes in ein personales Liebesverhältnis. In den ersatzweise eingerichteten Lebenspartnerschaften sind die beiden Zwecke desintegriert. Entweder haben sie noch Nachkommenschaft, welche jedoch nicht Frucht einer auf sie gerichteten personalen Liebesgemeinschaft ist, die sich hierauf durch ein eheliches Treuegelöbnis verpflichten würde. Oder es

verbindet sich mit dem Geschlechtsverkehr überhaupt kein Wille zum Kind, wodurch der spezifische Zweck dieser Freundschaft verloren geht (...)

Wenn der Geist dieser [seiner] Führungsaufgabe nicht nachkommt ..., sondern – ohne Beachtung der natürlichen Finalität – zulässt, mit dem gleichen Geschlecht intim zu werden, so kann die entgegengesetzte Gewohnheit den Trieb verbilden und zu homosexuellen Partnerschaften führen, im Gegensatz zum natürlichen Zweck der Erzeugung von Nachkommenschaft mit dem anderen Geschlecht.

Der Mensch kann mit der Vernunft diese Verhältnisse einsehen und hat ein warnendes Gewissen, wenn er zwar Geschlechtsverkehr hat, aber eine Lebensform gegen den Zweck seiner Triebnatur wählt (...). Das schlechte Gewissen der Vernunft läßt sich keineswegs psychologisch in eine „Homophobie“, eine Furcht vor dem gleichen Geschlecht umdeuten (...). Partnersuche für eine eheliche Lebensgemeinschaft ist eben nicht nur eine Sache irrationaler Gefühle, sondern auch des Verstandes, der die Aufgabe hat, hier seine Verantwortung wahrzunehmen (...)

„Man findet sich im Sohn“

An vielen landschaftlich besonders schönen Stellen unseres Landes findet man unaufdringlich, aber doch leicht bemerkbar angebrachte, gut briefbogengroße Tafeln, die zum Lob des Schöpfers aufrufen. Sie kommen von der „Evangelischen Marienschwesternschaft“ in Darmstadt als eine Initiative, „damit Gott Ehre und Dank werde“. Die Schwesternschaft ist kurz nach Hitlerzeit und Krieg 1947 „aus äußeren und inneren Trümmern“ neu entstanden; Gründerin ist Basilea Schlink, eine Schwester des protestantischen Theologen und Konzilsbeobachters Edmund Schlink (Evang. Marienschwesternschaft e.V., Heidelberger Landstraße 107, D-64297; siehe dazu auch „Orte verbindlichen Glaubens“ in Fels 3/07, S.92). In einem Rundbrief „60 Jahre Evangelische Marienschwesternschaft“ schreiben die Schwestern in diesem Frühjahr nun über ihr „Gründungscharisma“ u.a.:

Um Jesu letzter Bitte willen, dass die Seinen untereinander eins seien (Joh 17,21), erhielten wir damals den Namen „Ökumenische Marienschwesternschaft“. 1947 war das sehr ungewöhnlich und erregte mancherlei Anstoß. Die „Mauern“ waren zu der Zeit noch so hoch, dass sie uns die Sicht füreinander völlig versperrten.

In späteren Jahren begann sich jedoch eine Ökumene zu entwickeln, die Jesus

nicht mehr in die gemeinsame Mitte stellte und nichtchristliche Religionen zu integrieren suchte. Um dem Missverständnis vorzubeugen, wir seien Teil dieser falsch verstandenen Ökumene, änderten unsere Mütter unseren Namen in „Evangelische Marienschwesternschaft“.

Ebenso gab der Name nach der Mutter unseres Herrn auf evangelischer Seite Anlass zu vielerlei Fragen – auch wenn er uns half, zur katholischen Seite hin Brücken zu bauen. Dieser Name ist für uns bis heute von großer Bedeutung.

Maria ging als erste Nachfolgerin den Weg Jesu mit von der Krippe bis zum Kreuz. Als ihr Vermächtnis, das uns in der Heiligen Schrift wörtlich vermittelt wird, hinterließ sie uns einen einzigen Satz: „Was er euch sagen wird, das tut“ (Joh 2,5). Dieser Satz genügt. In ihm kommt ihre Persönlichkeit zum Ausdruck in der Schönheit ihrer liebenden, vorbehaltlos vertrauenden, gehorsamen Hingabe.

Um falsche von richtiger Marienverehrung zu unterscheiden, gab uns Mutter Basilea einmal die Erfahrung weiter: Wahre Marienverehrung führt immer zum Sohn. Das können wir bestätigen. Und wir freuen uns über die ökumenischen Aufbrüche unserer Tage, die in diesem Geist geschehen: Man findet sich im Sohn!

Seit der Gründung unsere Gemeinschaft hat uns Gott mit vielen ökumenischen Begegnungen gesegnet – nicht zuletzt mit herzlichen Verbindungen zu katholischen Klöstern. (...)

Von Anfang an hat uns der Herr zur Anbetung gerufen. Anbeter zu sein, ist tiefste Berufung jedes Gläubigen – eine Berufung, die auf Erden beginnt und im Himmel am Thron zur Vollendung kommt (...)

Anfangs konnte sich kaum jemand die große geistliche Dimension dieses Auftrages vorstellen. Inzwischen sind unsere Länder bedeckt mit Gotteslästerungen. Die Ehrung unseres Gottes ist das einzige „Gegengewicht“ und zugleich Trost für sein Herz. (...)

Langer Atem ist nötig

Der Informationsbrief der „Stiftung Ja zum Leben“ (Vorsitzende: Johanna Gräfin von Westphalen) berichtet im März aus den Vereinigten Staaten:

Wie lange der Atem sein muss, den Lebensrechtsorganisationen haben müssen, wenn sie neben der moralischen auch die gesellschaftliche Mehrheit übernehmen wollen, zeigt das Beispiel der USA. Nach mehr als 30 Jahren zeigen auch die Meinungsumfragen:

47 Prozent der US-Amerikaner wollen alle oder die meisten Abtreibungen gesetzlich unterbinden. Weitere 16 Prozent möchten, dass sie wesentlich eingeschränkt werden. Nurmehr 31 Prozent der repräsentativ Befragten sprachen sich für eine völlige Freigabe der vorgeburtlichen Kindstötung aus. Die Umfrage wurde im Auftrag von CBS, einem der größten Hörfunk- und Fernseh-Sender der USA, vom 18. bis 21. Januar 2007 durchgeführt.

Wie jedes Jahr sind am 22. Januar, dem Jahrestag der Abtreibungszulassung durch den Obersten Gerichtshof im Urteil Roe vs. Wade 1973 wieder Zehntausende allein in Washington zur Pro-Life-Demo gekommen, um gegen die millionenfachen Abtreibungen zu demonstrieren. Dr. Wanda Franz, Präsidentin der größten Pro-Life-Organisation „National Right to Life Committee“, sagte in Washington: „Wir mögen Rückschläge erleiden und Schlaglöcher auf unserem Weg finden, aber wir werden niemals von unserem Weg abkommen, solange bis das Recht auf Leben für alle Amerikaner wieder gesichert ist.“

Stiftung Ja zum Leben, Haus Laer, D-59872 Meschede; Tel. 02 91 / 22 61, Fax 02 91 / 61 91

In der Koran-Falle

In ihrer Reihe „Glaube und Vernunft“ brachte „Die Tagespost“ als 14. Beitrag ein Gespräch mit dem Philosophen Prof. Dr. Robert Spaemann (DT, 10.3.07, S.9; Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg). Spaemann wies dabei auf eine Schwierigkeit im Dialog mit koran-gläubigen Moslems hin: Das Selbstverständnis der Christen zu akzeptieren, bedeutet für sie das Eingeständnis, der Koran lehre etwas Falsches:

(...) So kann ein Dialog anfangen, dass man dem anderen sagt: Du hast nicht verstanden, was wir meinen. Dann lautet die Antwort: Ja, was meint ihr denn? Die Schwierigkeit besteht darin, dass wir grenzenlos bereit sind, uns von den Moslems erklären zu lassen, was sie glauben, die Moslems aber nicht bereit sind, unsere Erklärung hinzunehmen – und zwar deshalb, weil sie, wenn sie wissen wollen, was wir glauben, nicht in unsere heiligen Bücher schauen, sondern in den Koran. Da steht nämlich, was die Christen glauben. Und wenn ich einem Moslem sage, Moment, ich glaube das gar nicht, wird er sagen, doch, doch, hier steht es im Koran.

Es ist sehr schwierig, auf dieser Basis zu einer Verständigung zu kommen. Aber es muss sein. Und ich glaube, da ist viel erstmal im Vorfeld zu tun. (...)



Werner Maser: Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin. Olzog München, 480 S. 34 Euro, ISBN 3-7892-8134-4

In Deutschland kommt die Fachwissenschaft selten aus ihrem Elfenbeinturm heraus. Während beispielsweise seriöse Historiker die Namen Hochhuth und Goldhagen nicht einmal hören wollen, weil sie diese als unfein empfinden, beherrschen deren Ideen immer noch Schulbücher, Zeitungen und Akademien. Nun versuchte der Historiker Werner Maser mit einer umfangreichen Arbeit über Hitler und Stalin nicht nur die Fachwelt zu erreichen, sondern auch ein allgemeines Publikum. Ob ihm das mit dieser mit Dokumenten unterlegten Schrift gelingt, bleibt dahingestellt. Die neuen Dokumente und Hinweise erfordern nur in Details

Korrekturen. Manches Dokument scheint überbewertet. Maser berichtet beispielsweise von einem Gemälde, das Stalin dem „Führer“ 1940 zum Geschenk machte. Dieses Bild zeigt die alttestamentliche Szene, wie Tobias seinem blinden Vater die Augen öffnet. Ob Stalin damit seinem damaligen Bundesgenossen auf so provozierende Weise die Augen für die realen Machtverhältnisse öffnen wollte, erscheint fraglich. Dass die Grausamkeiten der beiden Diktatoren sehr ähnlich waren, überrascht weder den Fachhistoriker noch den interessierten Laien. Manchem Publizisten wird diese menschenfeindliche Verwandtschaft der beiden Diktatoren jedoch kaum in seine political correctness passen. Ausführlich behandelt Maser den Befehl Stalins zur Ermordung der polnischen Offiziere in Katyn. Dass Stalin diesen Massenmord in einen „Beistand für ein Brudervolk“ ummünzte, überrascht nicht. Den Autor beeindruckt mehr, dass Historiker und Militärs aus politischen Rücksichtnahmen vor Katyn so lange die Augen schlossen. Der Vorwurf der Instrumentalisierung der Geschichte für politische Zwecke durchzieht das umfangreiche Werk.

Eduard Werner

Walter Brandmüller: Licht und Schatten – Kirchengeschichte zwischen Glaube, Fakten und Legenden. St. Ulrich Verlag, 2007, S. 224, ISBN-13: 978-3-936484-99-1, EUR 16,90/17,40 (A), sFr 21,30

Walter Brandmüller legt hier ein Buch vor, auf das viele seit langem gewartet haben. Und zwar deswegen, weil hier auch heiße Eisen wie Inquisition oder Kreuzzüge aufgegriffen werden, die immer wieder, oft ungetrübt von Sachwissen, den Katholiken um die Ohren geschlagen werden. Der Historiker des Papstes behandelt diese Themen nach dem Wort von Johannes Paul II.: „Wir fürchten die Wahrheit nicht“. Fehler, die durch Versagen und menschliche Schwächen verursacht wurden, werden nicht verschwiegen, aber im kultur- und geistesgeschichtlichen Kontext betrachtet. Das geschieht in selten erlebter Weise im Kapitel „Vergebung – der Weg zum Frieden“ in Zusammenhang mit dem Bußakt Johannes Pauls II. vom 12. März 2000.

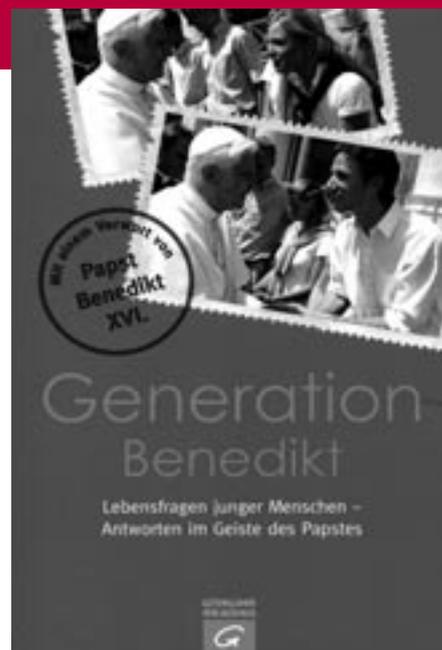
Es gibt eine Reihe weiterer wichtiger Gründe, die das Buch so sehr empfehlen. Ich meine damit die Kapitel, die sich mit

echten und mit vorgeblichen Reformen in der Kirche befassen und von daher ihre Aktualität für das Bemühen um Reform und Neuevangelisierung in unserer Zeit beziehen. Dabei leuchtet das Kapitel, welches das Konzil von Trient darstellt, heraus, weil diese Reform der Kirche neue Vitalität und den Menschen im Zeitalter des Barock Lebensfreude zurückgegeben hat. Sehr empfehlenswert

Hubert Gindert

15. Theologische Sommerakademie (früher in Dießen) jetzt in Augsburg

30.5.-2.6.2007, Haus St. Ulrich, Augsburg, Thema: Die Schöpfung im Spiegel von Glaube und Vernunft; Eröffnungsgottesdienst 30.5.2007 in der Basilika St. Ulrich und Afra: Zelebration und Predigt: S. Exz. Bischof Dr. Walter Mixa; Anmeldung: bis zum 7. Mai senden an: Theologische Sommerakademie, Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg, Tel: 08191-22687; Fax: 08191-22680; E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de



Nathanael Liminski (Hrsg) u.a.: „Generation Benedikt: Lebensfragen junger Menschen – Antworten im Geist des Papstes“, Gütersloher Verlagshaus, 2007, ISBN-Nr.: 978-3-579-06453-6, S. 144, Preis: EURO 9,95 (D), 10,30 (A), SFr 18,40

Die Verfasser nennen sich „Generation Benedikt“, weil sie sich in ihrer Suche nach Wahrheit von diesem Papst in besonderer Weise inspirieren lassen. Die „Generation Benedikt“ ist ein Netzwerk junger Menschen aus verschiedenen Ländern – die Sprecher kommen aus Deutschland, Frankreich, Italien, USA und Mexiko –, die die Katholizität in authentischem Sinn leben wollen. Sie stellen in ihrem Buch die Lebensfragen junger Menschen, radikal und in ihrer Sprache. Was sind das für Fragen? Eben das, was Menschen bewegt, die ihren Standort im Leben und in der Kirche suchen, wie: „Was wird aus mir? Ich will „ich selbst“ sein! Ist Gott für unser persönliches Leben egal? Woher kommt ein schlechtes Gewissen? Was ist beten? Wie kann mir Gott im Alltag bewusst werden? Wie finde ich Liebe für das Leben? Alles relativ – alles egal? Glaube und Spaß – ein Widerspruch? Ich will die Welt verbessern, aber wie? Brauche ich die Kirche?“

Die Antworten geben wieder Jugendliche, ganz im Geiste Benedikt XVI., auf den immer wieder verwiesen wird. Jetzt kann man sagen: das sind Fragen, die auch Ältere interessieren und bedrängen, wenn sie jung geblieben sind und ihr Weltbild noch offen und nicht einzementiert ist. So ist das Buch eben kein Buch ausschließlich für Jugendliche. Den Fragen ist ein Vorwort von Papst Benedikt XVI. vorangestellt. Der Gastgeber des 20. Weltjugendtages, Kardinal Meisner von Köln, steuert ein Nachwort bei. Sehr empfehlenswert.

Hubert Gindert

Sühnenacht Sühneanbetung

Hannover: jw. 1. Sa. i. M., Krypta der Basilika St. Clemens, 19.00 Uhr Auss. Beichtgel. Anbet., 21.00 Uhr hl. Messe; So. 8.30 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 0511-3887874

Leuterod/Ötzingen: 24.4.07, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte, u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Nächtliche Anbetung in Oberhaid
21./22.4.07 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 14.4.07, Vesper St. Matthiasstift, Hl. Messe, Hinweise: 05921-15291

Einkehrtage: 15.4.2007, Marienfried, Pfr. Andreas Becker: Die Größe deiner Barmherzigkeit soll bewundert und gerühmt werden, o Gott. Hinweise: 07302-92270

IMAK-Tagung: 28.4. - 1.5.2007; Thema: Maria, Vorbild der heutigen Frau; Rerentent: Dr. Monika Born, Thomas Merz, Dr. German Rovira, Prof. Dr. Manfred Spieker, Johanna Gräfin von Westphalen; Programm: Tel: 0201-553986 oder www.imak-kevelaer.de

IMAK Wallfahrt: 28.5. - 7.6.2007; Route: von Köln über Autun, Nîmes, Lourdes, Torreciudad, Saragossa, Toledo, Cordoba nach Granada. Jd. Tag Hl. Messe u. Ro.kr. Anmeldung: Reisebüro Schatorjé, Tel: 02832-97710; E-mail: reisen@schatorie.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- OStR. Dr. Alois Eppler
Krautgartenstr. 17
86842 Türkheim
- Pfr. Mag. Christoph Haider
Katholisches Pfarramt St. Nikolaus
A-6406 Oberhofen im Inntal 95
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Dr. Michael Schneider-Falgmeyer
5. Gartenreihe 29
66740 Saarlouis
- Nikoluas Vollmann
Schubertstr. 32
76275 Ettlingen

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft München-Freising
20.4.2007, 16.30 Uhr, Rhaetenhaus, P. Wolfgang Schindler OP: Die fünf Kirchengebote – ein Relikt aus der Vergangenheit?; Hinweise: 08142-400766

Aktionsgemeinschaft Limburg
21.4.2007, 16.15 Uhr, Gemeindehaus St. Marien, Bad Homburg, Prof. Dr. Jörg Splett: Verstehtst du auch was du glaubst? Zum Geheimnis der Dreifaltigkeit; Hinweise: 06172-72181

Liborius Wagner-Kreis, Würzburg
29.4.2007, 16.00 Uhr Burkardus-Haus, Würzburg; Pfr. i. R. Dr. Joachim Korbacher: Ein Priester in Nöten, wer missioniert meine Gemeinde? Hinweise: 06022-20726

Initiativkreis Osnabrück
29.4.2007, 19.30 Uhr, St. Ansgar, Prof. Dr. Roland Berger: Ist das Weltall Zufall? Hinweise: 05429-929235; www.initiativkreis-osnabrueck.de

Aktionsgemeinschaft Speyer
29.4.2007, 15.45 Uhr, Pfarrheim Iggelheim, Pfr. Winfried Abel: Was ist Anbetung?; zuvor: 15.00 Uhr, Andacht, St. Simon und Judas Thaddäus, Iggelheim; Hinweise: 06324-64274

Nachruf

Am 26. Februar 2007 ist Herr Traugott Georgi, Rechtsanwalt und Notar a.D. im Alter von 79 Jahren verstorben.



Herr Georgi war unserer Zeitschrift als Leser und Förderer sehr verbunden.

Er war Mitbegründer des „Forums Deutscher Katholiken“ und hat in der schwierigen Anfangszeit seine juristischen Kenntnisse und Fähigkeiten selbstlos zur Verfügung gestellt. Für das Zustandekommen und die Vorbereitung der ersten drei Kongresse „Freude am Glauben“ hat er sich persönlich tatkräftig eingesetzt. Das Beichtangebot und die eucharistische Anbetung während der Kongresse waren ihm ein besonderes Anliegen. Als großer Marienverehrer hat er das Bild der Mutter Gottes von Tschernstochau, das die Vortragsbühne der Kongresse ziert, gestiftet. Traugott Georgi hat sich leidenschaftlich für die Kirche eingesetzt.

„Der Fels“ und das „Forum Deutscher Katholiken“ bewahren ihm ein dankbares Gebetsgedenken.

Prof. Dr. Hubert Gindert



Gebetsmeinung des Hl. Vaters April 2007

1. dass jeder Christ, vom Heiligen Geist ergriffen, dem Ruf zur Heiligkeit treu folgt.
2. dass die Priester- und Ordensberufungen in Nordamerika und Ozeanien angesichts der seelsorglichen Not zunehmen.

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG,

KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Warum Pater Franz Reinisch den Fahneneid auf Hitler verweigerte

Die große Mehrheit der deutschen Soldaten glaubte im II. Weltkrieg der damaligen Propaganda. Die Soldaten erinnerten sich an den unrühmlichen Friedensvertrag von Versailles und glaubten einem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Doch die Wirklichkeit sah völlig anders aus. Das konnte man vom damals noch freien Österreich aus klarer erkennen als innerhalb Deutschlands. Der gebürtige Österreicher Pater Reinisch empfand daher eine tiefe Abscheu gegenüber dem Nationalsozialismus, besonders als er 1938 die gewaltsame Eingliederung Österreichs in Hitler-Deutschland erleben musste. Noch schlimmer empfand Pater Reinisch jedoch die pseudoreligiösen Phrasen des Systems und vor allem dessen immer deutlicher werdenden Unrechtscharakter. Weil er bei seinen Predigten und Vorträgen das Unrecht auch beim Namen nannte, bekam er 1940 ein Predigt- und Redeverbot. Nun sah sich Reinisch von einem kirchenfeindlichen System kaltgestellt. Nur innerhalb seiner klösterlichen Gemeinschaft, der Schönstatt-Priester, konnte er noch Messe lesen. Als ihn 1942 der Gestellungsbefehl in eine Kaserne nach Bad Kissingen erreichte, hatte er sich bereits dazu durchgerungen, sich nicht als Soldat in dieses menschenfeindliche System einbinden zu lassen. Aus Protest reiste er einen Tag später an. Da richtete der dortige Offizier an ihn die Frage, ob er denn keinen Wert darauf lege, Soldat zu werden. P. Reinisch

antwortete: „Ich würde dann Wert darauf legen, wenn das gegenwärtige System nicht am Ruder wäre.“ Dieser offene Widerspruch hatte die sofortige Verhaftung zur Folge. Bei



Pater Franz Reinisch 1903 - 1942

der Vernehmung durch einen Gerichtsoffizier erklärte der Pater, dass er die deutsche Wehrmacht zwar achte und ehre, er bedauere es aber, dass diese Wehrmacht von der NSDAP missbraucht werde. Den Fahneneid auf Hitler könne er deshalb nicht ablegen. Er liebe das deutsche Volk, besonders seine Heimat Tirol. Den gottlosen Bolschewismus in Russland wolle Hitler vernichten. Hinter der Front und in der Heimat handle Hitler aber nach den gleichen Prinzipien. Darum sehe er sich gezwungen, gegen den Nationalsozialismus

in der Heimat zu kämpfen bis zur Lebenshingabe.

Diese offenen Worte waren unerhört, denn sie bedeuteten den Tod. Aber Pater Reinisch wollte lieber sterben als sich an bösen Handlungen beteiligen. Er wollte sich nicht herausreden, sondern offen und ehrlich sagen, weshalb er den Kriegsdienst unter Hitler verweigern muss. Hier wurde er zugleich Zeuge und Opfer für eine sittliche Welt, die das Gegenteil des Nationalsozialismus und Bolschewismus darstellt. Diesen beiden Ideologien bestätigte er die gleiche Menschenverachtung und die gleiche antichristliche Grundhaltung. Folgerichtig bezeichnete er in seinem Schlusswort den Nationalsozialismus als den Bolschewismus in der Heimat: „Ich bin gerne bereit, für Christus, den König, und für die deutsche Heimat mein Leben hinzupferen, damit Christus der Herr diese antichristlichen-bolschewistischen Kräfte und Mächte des Auslandes wie besonders in der Heimat besiegen möge, auf dass unser Volk wieder werde ein starkes und freies Gottesvolk inmitten der Völker des Abendlandes.“

P. Reinisch wurde am 21. August 1942 erwartungsgemäß durch das Fallbeil enthauptet. Ohne Persönlichkeiten wie P. Reinisch gäbe es keine Freiheit. In Schillers Schicksalsdrama „Die Braut von Messina“ singt der Schlusschor: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht – der Übel größtes aber ist die Schuld!“

Eduard Werner